



Das verrufene Schloss.

S

Treue im
Die Krön
Schwerin
Der Kaff
Kaiser W
in Li
Lukas R
Der Sta
Der Kuf
Der Sant
Androsflu

Page 239.



Deutscher

Jugend-Almanach.

Ein

Geschenk für fleißige Kinder

von

P. J. Beumer.

Neue Folge.

II. Jahrgang.

Zweite Abtheilung.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Treue im Kleinen	187	Der treue Diener, oder: der gerade Weg ist der beste	219
Die Krönung Friedrich's I. v. Preußen	188	Die Haus-Hühner	226
Schwerin, Biethen und der alte Frik	191	Die Tiroler	229
Der Kaffee	197	Das verrufene Schloß	232
Kaiser Max auf der Martinswand in Tirol	199	Die Reise auf den Brocken	236
Lukas Kranach der ältere	204	Nadir	238
Der Staat von Segringen	205	Ein Cactuswald auf der Insel Bonaire (Buen-Uhre) bei Curacao	243
Der Kukul	207	Die arme Frau und der Mönch	246
Der Landwirth	210	Räthsel	247
Androflus	214	Rechenaufgabe	248

Mit vier Steinzeichnungen.

W e s e l,

Druck und Verlag von A. Bagel.

1852

Treue im Kleinen.

1.
Unser Heiland sagt im Gleichniß von dem treuen Knecht:
„Du bist treu gewesen im Kleinen; ich will dich über
Viel segnen. Und als eine arme Wittwe ein Scherlein in den
Gotteskasten warf, sprach der Menschenfreund: Sie hat mehr
eingelegt, als die Andern alle. Das sind Worte,
meine kleinen Freunde, aus denen Ihr auch lernen könnt. Auch
Euch ist vom Vater aller Menschen Euer Tagewerk angewiesen,
das Jeder zu vollenden hat. Ihr werdet nur dann einst nützliche
Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden, wenn Ihr treu
das vollbringet, was Ihr zu thun schuldig seid. Damit Ihr Euch
fleißig daran erinnert, will ich etwas von dem Bächlein erzählen.

Die Bäche sahen auf den Höh'n

Der Flüsse schöne Schiffe gehn.

„Ach!“ — sprachen sie — „wir sind so klein,

„In uns geht nie ein Fahrzeug ein!

„Und doch wir möchten gern auch fahren

„Mit unsern Wassern Gut und Waaren;

„Wie fangen wir es denn wohl an,

„Daß man uns auch gebrauchen kann?“

So sagten sie und dachten nach,

Bis einer zu den andern sprach:

„Laßt uns doch gehn mit schnellen Schritten,

„Und jene großen Flüsse bitten,

„Daß sie stets mit in ihren Lauf

„Auch unsre Wasser nehmen auf.

„Dann helfen wir ihr Wesen mehren

„Und bringen sie und uns zu Ehren!“

Das war ein Rath nach aller Sinn!

Man eilte zu den Flüssen hin,

Die Flüsse wurden sehr erfreut,

Und zeigten sich sofort bereit,

Mit allen Bächen, auch den kleinen,

In wahrer Liebe sich zu einen. —

So ist's nun allgemein geschehen,

Man darf nur neben Flüssen gehen,

Da sieht man Bäch' und Bächlein fließen,
 Und in die Flüsse sich ergießen;
 Die helfen sie zu Strömen mehren
 Und bringen sie zu großen Ehren,
 Sie selber aber hüpfen munter
 Mit ihren klaren Wassern d'runter,
 Sie dürfen ja nur inſgemein
 Auch Träger schöner Schiffe sein.

Dies lehrt, wie selbst der ärmste Mann
 Für edle Zwecke wirken kann.
 Wär' auch der Beitrag oft sehr klein,
 Wenn Alle wirkten im Verein,
 So könnte bald weithin auf Erden
 Das Gottesreich verbreitet werden.

Die Krönung Friedrich's I. von Preußen.

Der achtzehnte Januar des Jahres 1701 war für Preußen ein wichtiger Tag, denn es wurde an diesem Tage durch die Krönung des Churfürsten von Brandenburg Friedrich's III. zu einem Königreiche erhoben. Friedrich hatte schon lange diesen Wunsch gehegt, allein der deutsche Kaiser hatte bisher seine Einwilligung nicht dazu ertheilen wollen. Endlich, im Monat November 1700 kam ein Vertrag zu Stande, wonach der Kaiser seine Einwilligung zur Krönung gab.

Bereits am 11. Nov. erließ der Churfürst ein Schreiben an die sämtlichen europäischen Höfe, in welchem er sie benachrichtigte: „daß er den Titel eines Königs in Preußen annehmen werde, indem dieses zuvörderst eine an sich völlig zulässige, durch Gründe und Beispiele überflüssig gerechtfertigte Sache sei und ferner durch solche Erhebung keinem in der Welt das Geringste entzogen würde. Er hege deshalb zu den sämtlichen Mächten in Europa, sonderlich zu den Churfürsten, Fürsten und Ständen des deutschen Reichs das ungezweifelte Vertrauen, dieselben würden aus bloßer Mißgunst und Neid einem, an sich so unschuldigen Werke, sich nicht widersetzen, noch wegen des Namens und des Außerlichen von einer Sache, die Sr. Chur-Durchlaucht bereits vorlängst gehabt und ihr kein Mensch in der Welt mit Fug streitig machen könne,

Schwierigkeit erregen, welche darunter erzeugte Gunst und Willfährigkeit dieselben in dergleichen und andern Fällen dankbarlich anerkennen würden; doch wolle er nichts aus Schuldigkeit fordern, sondern alles auf eines Jeden Billigkeit ankommen lassen.“

Ohne die Erwiderung auf diese Zuschrift abzuwarten, brach der Churfürst in Begleitung seiner Gemahlin, des Kronprinzen, zweier seiner Brüder, drei Compagnien Leibgarde, 100 Mann Schweizergarde und mit einem unzähligen Gefolge, zu dessen Fortschaffung außer den Pferden des königlichen Marstalles 30,000 Vorspannpferde nöthig waren, nach Königsberg, bei strengem Winterwetter, auf. Der Zug war in vier Abtheilungen getheilt; in der ersten, aus mehr als 200 Staatskarossen, Kutschen, Küchen- und Küstwagen bestehend, befand sich der König, die Königin und die Hofchargen. Das Hofceremoniell wurde so streng beobachtet, daß Markgraf Albrecht, der Bruder des Churfürsten, im Sammetrock und mit gepudelter Lockenprücke auf dem Kutscherbocke des Wagens des Churfürsten seinen Sitz angewiesen erhielt. In der zweiten Abtheilung befanden sich der Kronprinz mit Gefolge, in der dritten der Hofstaat, in der vierten die Leibtrabanten und Garden. Zwölf Tage brachte man auf dieser beschwerlichen Winterreise zu, welche einen lebhaften Contrast gegen jenen Winterfeldzug bildet, den einst der große Churfürst in derselben Richtung unternahm. Die Krönungsfeier wurde auf den 18. Januar festgesetzt. Am Tage vor der Krönung, den 17. Januar, wurde der schwarze Adlersorden gestiftet, mit welchem zuerst der Churfürst sich selbst und hierauf den Kronprinzen und siebenzehn Ritter bekleidete. Auch der, von ihm als ein Knabenspiel gestiftete Orden de la générosité, wurde erneuert.

Die Krönungsfeierlichkeit wurde mit großer Pracht begangen. Nachdem Friedrich am Morgen des 18. Januar's in dem großen Audienzsaale die Krone, welche er weder einer andern geistlichen noch weltlichen Macht zu verdanken haben wollte, mit eigener Hand sich auf das Haupt gesetzt und das Scepter — ein bedeutungsvolles Geschenk des russischen Czar's — in die Hand genommen, holte er die Königin ab, welcher er, da sie sich vor ihm auf die Kniee niederließ, die Krone aufsetzte.

Von dem Schlosse begab sich der Zug über den Schloßplatz nach der Schloßkirche, wohin der Weg mit scharlach Tuch belegt war. Der König ging unter einem karmoisin sammetnen Himmel, der von 10 Hofchargen getragen wurde. Er selbst trug ein reich mit Gold gesticktes Purpurkleid von Sammet mit Knöpfen von

Diamanten, von denen jeder 3000 Dukaten kostete; über dem Kleide trug er den mit Kronen und Adlern gestickten Purpurmantel mit Hermelin besetzt, in dessen Agraße sich drei Diamanten befanden, deren Werth 100,000 Thaler betrug. Das Scepter war von Gold und Silber mit Brillanten besetzt, an der Spitze mit zwei Rubinen von seltener Größe, darüber ein goldener Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Das Haupt des Königs bedeckte die, in vielen hundert Locken herabfallende Perücke, und auf ihr ruhte die goldene Krone, deren Bügel mit Diamanten von großem Werthe besetzt waren. Der Schmuck der Königin übertraf den ihres Gemahls nach an Werth, alle Nähte ihres Kleides waren mit Diamanten bedeckt, die Juwelen ihrer Krone und ihres Geschmeides wurden auf drei Millionen geschätzt. Dem Könige voraus zogen Herolde, Pauker, Trompeter und Marschälle, die Landes-Collegia, die Universität, die Stände, die Reichsinsignien: das Reichsflagel, von dem Kanzler, der Reichsapfel, von dem Landhofmeister, das Reichsschwert, von dem Oberbuggrafen getragen; zunächst vor dem Könige der Kronprinz. Zwei evangelische Bischöfe, Dr. Bernhard von Sanden, lutherischer Oberhofprediger und Benjamin Ursinus von Bär, reformirter Oberhofprediger, beide für diese Ceremonie geadelet und zu Bischöfen ernannt, empfingen den König am Eingange in die Schloßkirche und nach vorausgegangenener Liturgie salbten sie ihn und seine Gemahlin auf Puls und Stirne vor dem Altare mit geweihtem Oele.

Um in keinem Stücke hinter einer Kaiserkrönung in Frankfurt zurückzubleiben, fehlte in Königsberg der Krönungssochse nicht, welcher mit Schafen, Rehen, Ferkeln, Hasen, wildem und zahmem Geflügel gefüllt, auf öffentlichem Plage gebraten und nach beendeter Salbung dem Volke preisgegeben wurde, während daneben aus zwei Springbrunnen rother und weißer Wein floß und für 6000 Thaler Krönungsmünzen ausgeworfen wurden. Der Hof und die dazu geladenen Gäste hielten Tafel im Schlosse, wobei außer vielen Hunderten von Lakaien, Pagen, Kammerjunkern und Kammerherren, sämtliche Oberst-Lieutenants und Hauptleute die Bedienung machten. Hinter den Stühlen des Königs und der Königin standen die Obermundschenke, Erbtruhfesse, Hofmarschälle und nach spanischer Sitte ging ein jeder der goldenen Teller durch zehn Hände, bevor er den Majestäten vorgesetzt wurde. An den folgenden Tagen fanden Feuerwerke, Ebierhegen und andere dergleichen Volksfeste statt. Durch eine Proclamation erhielten alle Gefangenen, mit

Ausno
der ab
und g
einen
festlich

Better
waren
wiesen
vertra
trenne

quittir
war ei
fältige
große
Beweg
Mann
hohen
einfach
ben
Dipper
Aber
stärke,
die ro
Ziether

fig' id
auf se
hätte

Es ü
Tain,
man u
Aues

Ausnahme der Beleidiger der göttlichen und menschlichen Majestät, der absichtlichen Todtschläger und Schuldner, ihre Freiheit.

Der König und die Königin verließen Königsberg am 8. März und gingen zunächst nach Dranienburg, von wo sie den 6. Mai einen feierlichen Einzug in Berlin hielten, von der Bürgerschaft festlich empfangen.

Schwerin, Ziethen und der alte Fritz.

Unmuthig schritt der General-Major Otto von Schwerin, ein Vetter des Feldmarschalls, im Zimmer auf und ab. Lange schon waren die Lichter bis über die Hälfte heruntergebrannt, und bes wiesen, daß die beiden Generale, die sich im Zimmer befanden, das vertraute Gespräch schon lange geführt und noch immer sich nicht trennen konnten.

Schwerin, der seit dem Jahre 1748 den königlichen Dienst quittirt und als Landmann auf Dargebell bei Anclam gelebt hatte, war ein schöner, groß und regelmäßig gebauter Mann. Die sorgfältige Frisur jener Zeit umgab die freie offene Stirn. Das große herrische Auge wurde von edeln Brauen beschattet, und jede Bewegung, jede Stellung zeigte den kühnen Krieger — den schönen Mann. Der andere General war viel kleiner als Schwerin. Die hohen Schultern ließen fast keinen Raum für den Hals, und der einfach glatt gekämmte Zopf, der hinten bis beinahe auf den halben Rücken fiel, ließ das Gesicht offen, dessen stark aufgeworfene Lippen und Habichtsnase den mächtigen Schnurrbart einklemmten. Aber in den Augen lebte ein Feuer, ein Ausdruck, eine Willensstärke, die Jedermann unwillkürlich anzog. Der General trug die rothe Husaren-Uniform des Regiments Ziethen und war — Ziethen selbst.

„Wenn ich nur wüßte, was der Alte von mir will? — Da sitz' ich nun schon vier Tage in dem widersärtigen Berlin, komme auf seinen ausdrücklichen Befehl hierher, und wollte Gott, es hätte sich schon ein Mensch um mich bekümmert.“

„Wir sind beide nicht mehr Mode bei Hofe, lieber Schwerin! Es überrascht mich, daß Du Dich darüber so geberdest. Bei Tain, bei Katholisch-Hennersdorf und Hohensriedberg, da kannte man uns und wußte uns zu finden, aber jetzt — jetzt ist das Alles anders.“ — Dabei seufzte Ziethen tief auf.

„Wenn der Alte übrigens denkt, er kriegt mich herum, so irrt er sich. — Er hat mich zu sehr beleidigt. Unverdient so bitter gekränkt zu werden, das thut weh — aber ich habe mein Ehrenwort als Cavalier gegeben, nie wieder den Degen vor der Front meines Regiments zu ziehen.“

„Deines Regiments? — Du vergißt, Schwerin, daß Du den Dienst quittirt hast.“

„Nie werde ich das Regiment Anspach und Bayreuth Dragoner anders nennen, als mein Regiment. Ich commandirte es bei Hohensriedberg, wo es 67 Fahnen, 5 Kanonen und ein Paar Pauken eroberte. Damals war ich, mein lieber Oberst Schwerin, hinten, mein lieber Obrist Schwerin vorne. Und das Regiment, mit dem ich einen solchen Coup ausgeführt, sollte ich anders als mein nennen? Nimmermehr!“

„Und doch hat der König vier Jahre nachher das Regiment ein besoffenes Regiment genannt und Dich in Gegenwart der ganzen Generalität geschuhriegelt, wie einen Kammer-Laquais.“

„Ja, das hat er und mich hat er damit aus einem Dienst gebracht, der mein ganzes Leben war. — Aber ich habe ihm geantwortet wie ein Edelmann: „Ich werde nicht wieder den Degen vor der Front meines Regiments ziehen. Und ein Schwerin hält sein Wort.“

„Ich habe dem König kein solches Wort gegeben; aber seit dem letzten Manöver zwischen Spandau und Bichelsdorf wird mein Name auch nicht mehr bei Hofe genannt. Ich bin so gut, wie Du, aus der Rangliste gestrichen. Ich exercire mein Regiment nicht mehr — ich trage das Tigerfell nicht mehr — ich nehme keine Rapporte von meinen Offiziers mehr an, und heffe, Dich bald 'mal in Anclam besuchen zu können, wenn das so fort geht.“

Sag mir nur, um Gotteswillen! wie ist das aber mit Dir gekommen? Dein Regiment ist ja ein wahres Muster für die Armee und der König hielt doch immer große Stücke auf Dich.“

Ja, wie das so zu kommen pflegt. — Die Sache schreibt sich eigentlich vom vorigen Jahre her. Ich war in Potsdam zur Tafel geladen, und da war der — der — nun, Du weißt schon, wen ich meine — ich spreche seinen Namen nie aus. Ich merkte, daß sie etwas mit mir vorhatten, denn bei Tafel brachten sie das Gespräch auf Entwerfen von Dispositionen. Da schwagten sie alle erschrecklich von strategischen Verhältnissen — von maskirtem Deployement en echibuiet — und wer weiß, von was für verfluchtem Zeug Alles! — Wie nun die Reihe an mich kam,

und der Alte mich mit seinen großen Augen ansah -- und dabei schnupfte, daß es ihm immer in's Gemüse fiel — da war ich kurz angebunden, und meinte: Hol der Henker alle Dispositionen! wenn ich den Feind vor mir sehe, und bin nicht blind, daß ich das Terrain sehe, so mache ich meine Disposition auf der Stelle, und dann: „Vorwärts marsch!“ Das nahmen sie mir alle gewaltig übel und der Alte zuckte die Achseln.“

„Federsucher sind sie Alle, Maulhelden aus dem schreibenden Hauptquartier. Das sieht ihnen aber ähnlich, daß sie Dich in die Tinte reiten wollten. Aber das kann doch die Ursache nicht sein, daß Du Dich nicht mehr um Dein Regiment kümmerst? Was ist denn das für eine andere Geschichte, von der Du vorhin sprachst, da bei Spandau?“

„Das war so ein Stückchen von dem hergelaufenen Kerl, von dem Ungar, von dem Nadytszander. Der Kerl hat es einmal auf mein Regiment gemünzt, das er gern commandiren möchte, und setzte dem Könige einen Floh über den andern in's Ohr. Wir hatten acht Tage Feld-Manöver angesagt bekommen, und gleich am ersten Tage, wie ich mit meinem Regiment eine Mitake von der Stelle mache, krieg' ich mein Hundslohn. Der König sagte mir vor der ganzen Generalität: „Das ist ein loddriges Einhauen! Geh er mir aus den Augen, ich will Sein Regiment gar nicht mehr sehen! Verstehst Er mich?“

„Nun, und was antwortetest Du?“

„Nichts; ich steckte meinen Säbel ein, commandirte „Rehrt!“ und ritt mit meinem Regimente ruhig vom Manöver fort nach Berlin.“

„Das hast Du gewagt? Menschenkind, bist Du rasend? Und der König, hat er Dir nicht auf der Stelle den Säbel abgefordert und Dich cassirt?“

„Nein, er hat kein Wort gesagt. Das Manöver mußte geändert werden, und ich war ihm aus den Augen gegangen, damit er mein Regiment nicht mehr zu sehen brauchte.“

„Das nimm mir nicht übel, Zieihen, das war stark! — Aber recht und wie ein braver Soldat gehandelt, der da fühlt, was er ist und was er gethan hat. Na, ich wollte, ich könnte es dem Alten einmal so recht von der Leber weg und in den Bart hinein sagen, wie mir's um's Herz ist — er sollte sich wahrhaftig wundern.“

Da klopfte es an die Thür.

„Wer stört uns denn heute noch in der Nacht?“ — Die Thür öffnete sich und der König Friedrich II. trat ein.

„Bon soir, Messieurs!“

Wie versteinert standen Ziethen und Schwerin. Der Erstere war vom Sopha aufgesprungen, und stand in ehrerbietiger militärischer Haltung neben Schwerin, der sich den Rock zuknöpfte und dessen Augen den Boden suchten.

„Ich war bei Ihm Schwerin — suchte ihn in Seinem Hause; aber da sagte man mir, daß Er bei Seinem Freunde Ziethen wäre. Habe jetzt viel zu thun und möchte nicht bis morgen warten; wollte Ihm nur sagen, daß Sein Regiment morgen Marsch-Ordre bekommt, und daß er sich rasch nach Pasewalk macht, damit die Marsch-Ordre nicht früher in der Garnison ist, als der Chef.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich habe nicht mehr die Ehre, in Allerhöchsteren Diensten zu stehen.“

„Er kann sich auch wegen der Reisekosten bei meinem Militär-Intendanten melden. Kommt ein bißchen unverhofft, die Marsch-Ordre, Herr General-Major, nicht wahr? Aber ich kann nichts dafür. — Da sind Frauensleute daran Schuld. Die Pompadour hat nicht geruht, bis sie die Veränderung im Ministerium durchgesetzt, und meine gute Cousine von Oesterreich will mich nun, mit Hilfe der Franzosen, zu einem Marquis von Brandenburg machen; aber so haben wir nicht gewettet. Wir wollen sie büßten, nicht wahr, Ziethen?“

Mit fester und sehr ernster Stimme erwiderte Ziethen: „Zu Befehl, Ew. Majestät! Ich werde aber diesmal nicht mit dabei sein, denn meine Gesundheit ist durch die letzte Campagne zu geschwächt, und da ich auch schwerlich im Stande sein möchte, die nöthigen Dispositionen vorher zu entwerfen, so bitte ich unterthänigst um meinen Abschied.“

„Hör Er 'mal, Ziethen, Er muckscht mit mir — sei Er stille — ich sage Ihm, Er muckscht! Er sollte sich was schämen, weiß Er das?! Seinen König um den Abschied zu bitten, wenn die Oesterreicher, Russen, Sachsen und Franzosen ihm auf den Pelz wollen.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden — —“

„Sei Er stille — wir reden nachher noch zusammen; jetzt will ich erst mit Schwerin da reden — der ist auch mucksch, und trägt mir es wahrscheinlich nach, daß ich ihm den pour le merite um den Hals gehängt habe.“

ferner
soffene

so lan

2

meinen
und id

sohl?

mandir

„

mandir

Geb'

peitsche

recht f

ment

rade d

daß de

will.“

D

mit de

stand r

Seele

und w

die Sp

schweig

lich wa

G

faßte i

Knopf

„

dischgan

miserab

hinter s

hoffentl

*) Au

„Gew. Majestät — ich mußt's nicht — aber ich kann nicht ferner die Ehre haben, Gew. Majestät zu dienen, weil ich kein besoffenes Regiment commandiren will.“

Ist das auch der Mühe werth, diesen Ausdruck seinem König so lange nach zu halten?

Aber. . . —

„Aber, Gew. Majestät, ich habe mein Ehrenwort gegeben, meinen Degen nicht wieder vor der Front des Regiments zu ziehen, und ich bin Cavalier.“

„Wer verlangt denn von Ihm, daß Er den Degen ziehen soll? Commandire er mit der Reitpeitsche! Wenn Er nur commandirt, womit ist mir sehr egal.“

„Ja, wenn Gew. Majestät so meinen?“

„Versteht sich, meine ich es so. Wo ein Schwerin commandirt, da brauche ich weiter keine Sorge zu haben. Na also? — Geb' Er mir die Hand. Fege er die Oesterreicher mit der Reitpeitsche vor sich her, desto besser. — Sein Regiment wird sich recht freuen Ihn, wieder zu sehen. Ist doch ein schönes Regiment — grüß' Er es von mir. Wenn er morgen auf der Parade die Parole Hohenfriedberg, hört, so denke Er nur daran, daß der König von Preußen ihm eine Aufmerksamkeit erweisen will.“

Der König schwieg und setzte sich auf das Sopha, indem er mit dem Krückstock Figuren auf den Boden zeichnete. Schwerin stand mit ganz verklärtem Gesicht da, denn er war mit Leib und Seele Soldat. Dst genug hatte er seine Uebereilung schon bereut, und war innig froh, trotz seines gegebenen Ehrenworts, wieder an die Spitze seines Regiments treten zu können. Ziethen aber stand schweigend da und wartete, bis der König sprechen würde. Peinlich war die Stille für alle Anwesenden.

Endlich sprang der König auf, ging rasch auf Ziethen zu, faßte ihn am Kollert, und knöpfte, während dessen er sprach, einen Knopf nach dem andern zu.

„Weiß Er denn schon, Ziethen, daß ich den Kerl, den Radischgander, heut' Abend zum Teufel gesagt habe? — hat eine miserable Conduite*) hier geführt, der Filou — bin aber hinter seine Schliche gekommen! — Jetzt ist er fort, und läßt sich hoffentlich nie wieder in meinen Staaten sehen.“

*) Aufführung.

„Ich gratulire, Ew. Majestät, daß Allerhöchstdieselben sich einen bösen Hoffstranz und Speichellecker vom Halse geschafft haben. Wenig ehrliche Cavaliere hätten mit dem schlechten Kerl fortgedienen können, wenn er es wirklich dahin gebracht hätte, ein Regiment zu erschleichen.“

„Aber mit Seiner Conduite bin ich auch nur sparsam contentirt, *) Ziethen. Er ist ein Hitzkopf — Er kann Sein Maul nicht halten — man kann gar nicht gehörig mit ihm einen Discours **) führen — Er wird gleich grob. — Hätte Ihn gestern gern bei Tafel gehabt, wie die Rede auf die Affaire bei Moldau-Lain kam. — Da meinten die Andern — Ihr hättet viel Fortune †) dabei gehabt, — ich meinte aber, Ihr hättet ein großes mérite ††) dabei gehabt, und bin davon so überzeugt, daß ich express komme, um Euch noch vor dem Ausbruch des neuen Krieges für die Siege des alten zu danken. Es ist freilich übel, wenn meine Husaren-Regimenter in der Campagne †††) fragen: Wo ist denn unser Vater Ziethen? und ich ihnen antworte: Ziethen liegt zu Hause auf der faulen Haut, weil er seinem Freunde ein rasches Wort übel genommen, und mault mit der ganzen Armee. Schlimm, schlimm! Ich hatte mir das so gedacht: Er avancirt zum General-Lieutenant, ich gebe Ihm so ein zwanzig Schwadronen und zehn Bataillone zur Avant-Garde, da würde es denn schon gehen — die Oesterreicher kennen Ihn, und meine Cousine, die Kaiserin von Oesterreich, soll, wie ich höre, einen besondern Haß auf ihn geworfen haben. Na, was meint Er? Wir kommen wieder in die Gegend von Moldau-Lain, da kann Er ja das Schlachtfeld wieder einmal besuchen, wo Er sich so distinguirt ††††) hat.“

Wie ganz anders war der Ausdruck in Zietheus Gesicht nach diesen, mit dem eigenthümlichen Ton Friedrichs II. gesprochenen Worten! Verwirrt und gerührt faßte der verdiente General des Königs Hand und wollte sie küssen, indem Thränen in seinen Augen standen, aber der König zog ihn hierauf zu sich, umarmte ihm herzlich, klopste ihm dann die Backen und sagte:

Schäme Er sich, General-Lieutenant von Ziethen, Er hat ja die Augen voll Wasser! Na, morgen kommt Er zu mir, und Er auch Schwerin! — Jetzt aber, Kinder, bon soir, ich muß nach

*) Zufrieden. — **) Gespräch. — †) Glück. — ††) Verdienst. — †††) Schlachtfelde. — ††††) Ausgezeichnet.

Hause,
noch e
spät

zugew
ist die
warmer
Auser
wässern
der K
zum 3
nicht
besten
erreich
zu An
ungefä
(1717
beschn
In F
weißen
winkel
ob er
artige
Kerne
nennt,
geröste
Einige
Gist g
der K.
Kloste
Baum
den u
wodur
reitete
zu erk
schee

Gaule, weil ich mir den Quanz noch bestellt habe. Wir wollen noch ein neues Flöten-Duett mit einander blasen, und es ist schon spät — bon soir — bon soir!“

Der Kaffee.

Der südlichste Theil der arabischen Halbinsel, welcher vorgeweiſe das glückliche Arabien oder Yemen genannt wird, ist die Heimath des Kaffeebaumes, der, um zu gedeihen, eines warmen Klima's bedarf, aber doch allzugroße Hitze nicht verträgt. Außerdem erfordert er hinreichenden Regen oder eine künstliche Bewässerung. Aus diesen Forderungen läßt sich schon schließen, daß der Kaffeebaum nur innerhalb der Wendekreise, oder höchstens bis zum 30° der Breite gedeihen kann, und daß er in diesem Gürtel nicht in den flachen Küstenstrecken, sondern auf den Gebirgen am besten fortkommt. Er gehört zu den kleinen Bäumen, denn er erreicht in Arabien und auf Java — wohin ihn die Holländer zu Anfang des 18. Jahrh. verpflanzten — eine Höhe von nur ungefähr 30—40 F. In Westindien, wohin ihn die Franzosen (1717) brachten, wird er nicht so hoch, weil man ihn dort mehr beschneidet, um ihn tragbarer und die Ernte bequemer zu machen. In Form und Farbe der Blätter ähnelt er dem Lorbeer. Die weißen, wohlriechenden Blüten sitzen büschelweise in den Blattwinkeln, und wenn der Baum in Blüthe steht, sieht er aus, als ob er mit Schnee bedeckt wäre. Auf die Blüten folgt eine kirschartige Beerenfrucht, deren fleischige Masse zwei länglichhalbrunde Kerne in sich schließt, die man unpassender Weise Kaffeebohnen nennt, und welche, zuerst getrocknet und dann über gelindem Feuer geröstet, das allbekannte Getränk liefern, das, wie der Thee, von Einigen für ein Panacee, von Andern für ein langsam wirkendes Gift gehalten wird. — Ueber die erste Veranlassung zur Benützung der Kaffeebohnen erzählen die Araber: der Vorsteher eines arabischen Klosters habe bemerkt, daß die Ziegen, nachdem sie von diesem Baume und seinen Früchten genossen, ungewöhnlich munter geworden und mitten in der Nacht umhergehüpft und gesprungen seien, wodurch er auf den Einfall gerathen, ein aus dieser Frucht bereitetes Getränk anzuwenden, um sich und seine Derwische wach zu erhalten, wenn sie die ganze Nacht unter Gebeten in der Moschee zubringen mußten. Gewiß ist es, daß das Kaffeetrinken so

wohl im Oriente, als auch in Europa erst in der neuern Zeit, und zwar dort ungefähr in der Mitte des 15., hier nicht vor der Mitte des 17. Jahrhunderts in allgemeineren Gebrauch gekommen ist. — „Im Jahre 1660 führten einige aus der Levante nach Marseille heimkehrende Kaufleute Kaffeebohnen mit sich, und zeigten sie und die dazu gehörigen Geräthschaften als eine Seltenheit; etwas später fing man an, ihn dort in den Kaufmannshäusern zu genießen, und 1671 ward ein Laden daselbst eröffnet. Der Erste, welcher Kaffee nach England brachte, war gleichfalls ein von Smyrna heimkehrender Kaufmann, Edwards, der zugleich ein Mädchen mitbrachte, die ihm seinen Kaffee bereiten sollte. Diese verheirathete sich mit einem seiner Kutscher, und dieses Paar eröffnete das erste Kaffeehaus in London.“ In Deutschland und den nordeuropäischen Staaten wurde der Genuß des Kaffee's erst gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts allgemeiner.

„Der seitdem immer mehr steigende Verbrauch des Kaffee's in Europa vermehrte die Production in Arabien, hauptsächlich als man im Anfange des 18. Jahrhunderts sich nicht mehr mit dem Handelswege über Aegypten nach Marseille begnügte, sondern um das Vorgebirge der guten Hoffnung unmittelbar nach Arabien fuhr. Dabei kam man natürlich auf den Gedanken, diesen kostbaren Baum nach andern Ländern zu verpflanzen. Der holländ. Gouverneur Hoorn ließ Pflanzen nach Batavia bringen; doch soll der Kaffeebau dort etwas später (1723) begonnen haben. Er sandte 1713 auch einige Bäume an den Bürgermeister Witsen in Amsterdam, und im Jahre darauf kam einer davon nach Paris. Hier zog man mehrere Pflanzen aus Samen, und nicht lange nachher (1717) brachte Declieux eine dieser Pflanzen nach Martinique. Die Ueberfahrt war beschwerlich und langwierig, man litt Mangel an Wasser; aber Declieux darbtete sich selbst das Wasser ab, um seinen jungen Kaffeebaum begießen zu können. Von diesem einzigen Kaffeebaume, behauptet man, sollen alle Kaffeebäume in Westindien und Brasilien abstammen.... Von Martinique verbreitete sich der Kaffeebau bald nach San Domingo (Haiti) und den übrigen westindischen Inseln nebst Surinam, während die Bourbon und Île de France schon 1718 den Kaffeebaum direct von Arabien bekommen hatten. Später hat sich Brasilien angeschlossen, wo der Kaffeebau stark im Steigen begriffen ist. — Nach den neuesten Berechnungen beläuft sich der jährliche Verbrauch an Kaffee in Europa auf 226 Millionen Pfund, und in Nordamerika auf etwa 37 Millionen Pfund; fügen wir hierzu den

neuern Zeit,
 nicht vor der
 ch gekommen
 Levante nach
 it sich, und
 eine Selten-
 aufmannshäu-
 lbt eröffnet.
 ar gleichfalls
 der zugleich
 reiten sollte.
 o dieses Paar
 tischland und
 Kaffee's erst
 ner.
 s Kaffee's in
 pfsächlich als
 mehr mit dem
 sondern um
 Arabien fuhr.
 sen kostbaren
 änd. Gouver-
 doch soll der
 . Er sandte
 en in Amster-
 Paris. Hier
 lange nachher
 Martinique.
 litt Mangel
 ffer ab, um
 in diesem ein-
 ffeebäume in
 Martinique ver-
 (Haiti) und
 während die
 eebaum direct
 Brasilien ange-
 ist. — Nach
 Verbrauch an
 nd in Nord-
 wie hierzu den



Kaiser Max auf der Martinswand. II.

bedeutende
dern, die
Pfund je
in der Lo
Veränder
als Raff
Ward do
ländischen
Land in
Niederlass
Gesammt
indien di
hierauf f
mit 64
hundert
producirt
im Verh

Au

hervor,
der Hand
derung d
Tropenlä
Kaffeetrin
in Ansch
Zuckerros
denkenden
Asia aber
bleiben!

S

"S

leicht, w
der Nar
Donnerg
sich herr
hinan!
der Jäg

bedeutenden Verbrauch im Oriente, Nordafrika und in den Ländern, die selbst Kaffee erzeugen, so ist sicherlich 3—400 Millionen Pfund jährlich eine nicht zu hohe Annahme. Welche Veränderung in der Lebensweise, im Handel und in der Schifffahrt, und welche Veränderungen in der Cultur derjenigen Länder, die nach und nach als Kaffeeproducenten aufgetreten sind, mußte dies veranlassen? ! Ward doch schon der geringfügig scheinende Umstand, daß die seeländischen Bauern anfangen, Kaffee zu trinken, Veranlassung, neues Land in Brasilien für diese Cultur urbar zu machen und neue Niederlassungen dort zu gründen! — Von der oben angeführten Gesamtmasse des jährlich verbrauchten Kaffee's führt jetzt Ostindien die größte Menge aus, nämlich 100 Millionen Pfund; hierauf folgt Brasilien und das übrige Festland von Südamerika mit 64 Mill.; dann Java mit 38 und Arabien — das noch vor hundert Jahren nicht mehr als höchstens 12 Mill. Pfund jährlich producirt — mit 24 Mill. Pfd. Die übrigen Gegenden liefern im Verhältniß zu diesen nur wenig.

Aus diesen zuverlässigen Angaben geht nun unwidersprechlich hervor, daß dieses neue Bedürfniß der civilisirten Menschheit in der Hand der Vorsehung ein neues, wirksames Mittel zur Förderung der Cultur und Civilisation, namentlich in den heißesten Tropenländern geworden ist, — selbst wenn wir den Einfluß des Kaffeetrinkens auf die Verminderung des Branntweingenußes nicht in Anschlag bringen, und deshalb, nicht minder als der Thee, das Zuckerrohr und die Baumwollenstaude, die höchste Beachtung des denkenden Freundes der Erdkunde verdient. Der alten Mutter Asia aber wollen wir auch für diese Gabe den Dank nicht schuldig bleiben!

Kaiser Max auf der Martinswand in Tirol.

„Hinauf, hinauf! im Sprung und Lauf! wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar, nur die Gemse springt, nur horstet der Har, wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt, wo das Donnergebrüll tief unten grollt: das ist der Ort, wo die Majestät sich herrlich den Herrscherthron erhöht! — Die steile Bahn hinan! hinan! dort pfeifet die Gemse! Ha, springe nur vor; nachsetzet der Jäger, und fliegt empor!“

„Gähnt auch die Klust, schwarz wie die Gruft, nur hinüber, hinüber im leichten Schwung! wer setzet mir nach? 's was ein Kaiser-Sprung! steig', Gemse, nur auf die Felsenwand, in die lustige Höh', an des Abgrunds Rand; mach' ich mit Eisen mir doch die Bahn! nur muthig hinauf, und muthig hinan! Jetzt ohne Rast den Strauch erfaßt! wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt, so hält mich Fall die Klippe noch fest.“

Der Stein nicht hält, der Kaiser fällt in die Tiefe hinab, zwei Klafter lang; da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang. Ein Felsen hervor ein wenig ragt, das nennt er Glück — Gott sei's geklagt? einbrachen die Kniee, doch blieb er steh'n, und taumelt' sich aus; da mußt' er nun sehn: hier half kein Sprung, kein Adlerschwung; denn unter ihm senkt sich die Martinswand, der steileste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab in's Wolkengrab und starrt hinauf in's Wolkenmeer, und schaut zurück und schaut umher. Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung Handbreit, kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut; aus harten Felsen wölbt sich ein Loch straff hinter ihm, wie ein Vom so hoch! Der Kaiser ruft in taube Lust: „Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt! kein Weg zu den Lebenden niederführt!“

Er war's gewillt, es ist erfüllt! wo die Lust so leicht, wo die Sonne so klar, wo die Gemse nur springt, nur horstet der Nar; wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt, wo das Donnergebrüll tief unten grollt; da steht des Kaisers Majestät, doch nicht zur Wonne hoch erhöht. Ein Jammersohn auf lust'gem Thron, findet sich Max nun plötzlich allein, und fühlt sich schauernd, verlassen und klein. —

Im Thalesgrund ein Hirte stund, und steht auf der Platte sich's regen, und bücken und heben und schreitend bewegen. „Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt? das ist, bei Gott! eine Menschengestalt.“ So ruft er und winkt die Hirten herbei, daß Jeder ihm staunend das Wunder zeih'! Gott sei mit ihm! ist's eine Stimm': „der steht dort oben in großer Noth, muß arg wohl erleiden den Hungertod.“

Auf leichtem Rosß ein Jägertroß kommt um das Thal herumgesprengt, wo sich die Menge schon gaffend drängt, und rufet den nächsten Hirten an: Nahn wohl der Kaiser anher die Bahn? Hoch auf der Alp klonm er empor, daß ihn des Jägers Blick verlör. Der Hirte blickt auf die Wand, erschrickt, hindeutend sagt er zum Jägerschwarm: „Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!“

De
schnell
empor:
herab ci
Menschen
fällt der
wacht,

De
hören, n
get der
Er span
ten? W
und rau
edle Her

D
Strahlen
von der
Hunger
Wunder
gewiß z
Menschen

W
Stift a
mit gold
stein, li
der ihm
sehr, d
Bote de

D
und vie
schon an
Herr sic
ich nun
sich hin
schnell v

W
Täfflein
Bund,
soll's ih
lustigen

Der Jäger blickt auf die Wand, erschrickt und hebet nun schnell sein Sprecherohr, und ruft, was Menschenbrust mag, empor: „Herr Kaiser, seid ihr's, der steht in der Blend', so werft herab einen Stein behend!“ — Und vorwärts nun woget das Menschengewühl, und plötzlich ward es nun todtenstill. — Da fällt der Stein, senkrecht hinein, wo unter dem Felsen ein Hüter wacht, daß zerschmettert das Dach zusammenkracht.

Des Volks Geheul', auf eine Meil' im ganzen Umkreis zu hören, macht rings das Echo empören; und zum Kaiser auf dringet der Jammerlaut, der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut. Er spannet das Aug', er strecket das Ohr: „was wühlet dort unten? Was rauscht empor?“ Er steht und lauscht; fort wühlet's und rauscht. — So harret er aus, ohn' Murren und Klag', der edle Herr, bis zu Mittag.

Doch Sonnenbrand die Felsenwand zurück mit glühenden Strahlen prallt; da wird unleidlich der Hitze Gewalt. Erschöpft von der mattenden Gensenjagd, von Durst gequält, von dem Hunger geplagt, fühlet sich Max ganz matt und schwach; war's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach? Das wünscht' er allein, gewiß zu sein, eh' die Besinnung ihn verließ, ob Hülfe bei Menschen noch möglich ist?

Bald wußt' er Rath, und schritt zur That, und schrieb mit Stift auf Pergament die Frag' an's Volk, und wickelt behend mit goldenem Bande das Täselein auf einen gewicht'gen Marmorstein, ließ fallen die Last in die Tiefe hinab; und horcht kein Laut, der ihm Antwort gab. Ach Gott und Herr! man liebt ihn so sehr, d'rum findet vom Volke sich Niemand ein, dem Herrn ein Bote des Todes zu sein.

Der Kaiser starrt hinab und harret, und sendet den dritten und vierten Stein, doch immer wollt es vergeblich sein. Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt, und nun erseufzend der Herr sich denkt: „Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir, so harr' ich nun sicher des Tod's allhier.“ Da hob sein Sinn zu Gott sich hin; ihm entflammt das Herz der heilige Geist, daß er sich schnell von dem Irdischen reißt.

Beg stößt die Welt, zum Ew'gen hält! jetzt wieder ein Täselein nimmt zur Hand, beschreibt es eifrig. — Weil, fehlte das Band, so band er's am Stein mit dem goldenen Bließ; was soll's ihm? Er war ja des Todes gewiß! Und aus dem erhöhten lustigen Grab wirft er den Stein in das Leben hinab. Wohl

peinlicher Schmerz durchwühlet das Herz jedem, der nun, was der Kaiser begehrt, weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief: „so heißt der Brief: Viel Dank, Tirol, für deine Lieb', die treu in jeder Noth mir blieb; doch Gott versucht' ich mit Uebermuth, das soll ich nun büßen durch Leib und Blut. Bei Men'chen ist keine Rettung mehr; Gott's Wille geschehe! Gerecht ist der Herr! Will büßen die Schuld, mit Muth und Geduld. Mit einem wohl könnt ihr mein Herz erfreu'n, ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

„Nach Zierlein eilt nun unverweilt ein Bot' um das heilige Sakrament, nach dem mir dürstend die Seele brennt; und wenn der Priester steht am Fluß, so kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß; und wenn ich den Segen nun soll empfabn, so deut' es ein zweiter mir wieder an. Sehr bitt' ich euch, fleht dann zugleich mit mir zum Helfer in aller Noth, daß er mich stärk' in dem Hungertod!“

Der Bote flucht, der Priester leucht nun schnell herbei; nun steht er am Fluß, schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß. Der schauet hinab, erblickt die Monstranz, denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz. Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin, mit zerknirschem Herzen, mit gläubigem Sinn. Die Menschheit ringt, und steigt und schwingt, auf entfesselten Flügeln empor sich schnell zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell!

Und o wie fleht sein heißes Gebet! „O Gott, du Vater, allmächtig am Himmelssthron, du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn und du, hochheiliger Gottesgeist, der beide vereint, das Heil uns weist! O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur verkündet laut die weite Natur! O tauchte sich schnell im Liebesquell mein liebender Geist, umfaßte die Welt, die liebenden Herzens dein Arm erhält.“

„Vor meinem Tod dein Himmelsbrod wünsch' ich Unwürdiger, o wie sehr! O sieh auf mich erbarmend her! O Christus Lieb' tritt bei mir ein, und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein, die deine Lieb' so feurig beseelt, daß eines sie werden mit Gott und Welt. Und weil ich nicht werth, was ich begehrt, ein einzig Wort aus deinem Mund macht deinen Knecht auch wieder gesund.“

So will er im Fleh'n vor Liebe vergeh'n. Da kündet ein zweiter Schuß ihm an, daß er den Segen nun soll empfab'n. Der Herr sogleich auf Felsenrund wirft sich die Stirn' und die Hände wund, und der Jäger mit lautem Sprecherohr sagt ihm

nun, was der

, Tirol, für
Gott versucht'
ib und Blut.
Bille gescheh!
it Muth und
eu'n, ich will

m das heilige
; und wenn
n, durch einen
, so deut' es
eht dann zu-
mich stärk' in

herbei; nun
hüten Schuß.
itzend erglänzt
Kniee hin, mit
enschheit ringt,
vor sich schnell

t, du Vater,
' entquollener
beide vereint,
Spur verkün-
im Liebesquell
a Herzens dein

h Unwürdiger,
Christus Lieb'
ub'gen Verein,
rden mit Gott
ehrt, ein ein-
t auch wieder

Da kündet ein
soll empfab'n.
Stirn' und die
rohr sagt ihm



Kaiser Max auf der Martinswand. I.

des P
Bater
ohn'

im G
rührt'
Nuch
ter fl
das g

himm
der S
singt,
Liebe,
und
Glend

dend,
Mund
folgt
dem G
er scha
sonder

Anäbl
retten
kenn'
mel zu
Darau
den N

das K
Bahn,
der S
Hall,
Meilen
erlösch.

und in
sucht
Scha
Zug

des Priesters Worte vor: „Dich segne Gott, in deiner Noth, der Vater, der Sohn und der heilige Geist, den Himmel und Erd' ohn' Ende preist.“

Nun allzumal im ganzen Thal das Volk auf den Knieen harret im Gebet, und laut für das Heil des Herren fleht. Den Kaiser rührt's, der Betenden Schall bringt ihm zu Ohren der Wiederhall. Auch er bleibt knieen im Gebet, und Gott für das Wohl der Völker fleht. — Schon flammt der Mond am Horizont, und herrlich das grünliche Firmament von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht erweckt mit Macht die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland; ihm löset sich jedes irdische Band. Wo der Seraphim Harse Jubel erklingt, der Seligen Chor das Heilig singt, wo das Liden schweigt, die Begierde sich bricht, zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht, dahin, dahin schwingt sich sein Sinn, und mit hoch empor gehobenen Händen denkt er entfliehend sein Elend zu enden.

Als schlank und fein ein Bänderlein, wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund', und grüßt ihn mit lieblich ertönendem Mund: „Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit, doch folgt mir schnell, der Weg ist weit.“ Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht, und traует den Augen und Ohren nicht. Und wie er schaut, ihm heimlich graut; denn es wallt um den Knaben so sonderlich ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

Doch der Kaiser in Hast sich wieder faßt, und fragt das Knäblein: „Wer bist du? Sprich!“ „Ein Bote, gesandt, um zu retten dich!“ „Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?“ „Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.“ „So hat dich der Himmel zu mir geschickt?“ „Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt!“ „Darauf es sich dreht, zur Höhlung geht,“ und gleitet nun durch den Riß in der Wand, den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt, ihm Max nachrückt; steh, da hüpfet das Knäblein leuchtend voran, durch schmale Schluchten tief ab die Bahn, wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt, in der Tiefe der Schwaden ausblickend schwimmt; am Gewölb' ertönt der Schritte Hall, fern donnert des Bergstroms brausender Fall, tiefer noch ab, Meilen hinab; da gleitet das Knäblein in eine Schlucht, die Fackel erlosch.

Mit den Händen bange nun sucht Max sich den Weg hinvor, und dringt empor; und schaut aufathmend der Sterne Licht, und sucht den Knaben — und findet ihn nicht. Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt, wohl war es ein Engel, der ihn

geführt. Und schon erkennt er Zierleins Thal, hört brausen der Menge verworrenen Schall. Mit bebendem Tritt er weiter schritt, wie oft, ermattet, er weilen muß, bis er nah't dem weit erglänzenden Fluß.

Noch stand er weit; doch hoch erfreut schaut er den Priester bei Fackelglanz steh'n unermüdtlich mit der Monstranz. Und noch die treuen Gemeinden knie'n, und heiß im Gebete für ihn glüh'n. Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll, 's war ja von tausend Gefühlen voll. Schnell tritt er vor, ruft laut empor: „Lobet den Herrn und seine Macht! Seht, mich hat sein Engel zurückgebracht!“
v. Collin.

Lukas Kranach der ältere.

Lukas Kranach der ältere, im Jahre 1472 in der Stadt Kranach in Franken geboren, war einer der geschicktesten und berühmtesten Maler seiner Zeit. Seine Gemälde werden noch jetzt sehr gesucht und theuer bezahlt. Schon der kunstliebende Churfürst, Friedrich der Weise von Sachsen, hatte diesen vortrefflichen Maler und edlen Mann wegen seiner Kunst und Tugend um das Jahr 1493 an seinen Hof gezogen, ihn zum Hofmaler gemacht und zum Begleiter auf der Wallfahrt nach Jerusalem mitgenommen. Diese Gunst Friedrichs des Weisen stieg unter Johann dem Beständigen, und erreichte unter Johann Friedrich dem Großmüthigen die höchste Stufe. Lukas war dessen besonderer Liebling und verdiente es auch, denn er widmete diesem wiederherzigen Fürsten sich ganz, so wie auch der Fürst ihm mit innigster Freundschaft zugezogen war. In guten Zeiten hatte er bei dem redlichen und verständigen Maler Rath und Ergözung gefunden, in bösen Stunden fand er Aufbeiterung und Trost. —

Als Wittenberg nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (1547) von Kaiser Karl V. eingeschlossen, und um das Leben des gefangenen Churfürsten zu retten, eben im Begriff war, dem ergrimmtsten Sieger die Thore zu öffnen, empfing dieser ihn huldreich und sagte: „es hat mir dein Churfürst ehemals zu Speier ein schönes Gemälde, so du fertiget, verehrt, und ich betrachte dasselbe stets mit Vergnügen. Deshalb möchte ich den Meister selbst sehen.“ Auch, fügte er freundlicher hinzu: „ist zu Mecheln im Schloß mein Bildniß von deiner Hand vorhanden, und ich möchte gerne von

dir u
Maje
ser
Zimm
nicht
gen
war,
Wan
verwa
Bildn
und
ten.
Anice
Herr
Rühr
werde
denn
„Ich
Jahr
scheid
ihm
Duka
Finge
höher
zufolg
die tr
lung
legte
nieder
zigjäh
dessen
manch
ist sic
und
gelern

dir wissen, wie alt ich damals gewesen?" Kranach erwiderte e „Ew. Majestät waren damals 8 Jahre alt. Als dieselben mit dem Kaiser Maximilian, der Ew. Majestät bei der Hand führte, in das Zimmer getreten waren, um sich abschildern zu lassen, konnte ich nicht bequem damit fortfahren, noch Ew. Majestät zum Stillschweigen bringen, bis der Hofmeister, dem Ew. Majestät wohl bekannt war, einen kunstreich gemalten Pfeil und andere Waffen an die Wand hängen ließ. Nach diesen blickten Ew. Majestät mit unverwandten Augen und setzten mich dadurch in den Stand, das Bildniß aufzufassen und zu vollenden.“ Darauf lächelte der Kaiser und forderte den Maler freundlich auf, sich eine Gnade auszubitten. Da fiel der gute, alte Mann mit weinenden Augen auf seine Kniee und bat um nichts als um Freilassung seines gefangenen Herrn des Churfürsten. „Da antwortete der Kaiser mit fühlbarer Rührung: „Du sollst erfahren, daß ich deinem Herrn Gnade erzeigen werde.“ Dann lud er ihn ein, künftig an seinem Hof zu leben; denn Karl schätzte den Künstler sehr. Aber Kranach erwiderte: „Ich habe, gar wohl gehalten, diesem geliebten Fürstenhause 54 Jahre in Freuden gedient, ich will auch in Leiden nicht von ihm scheiden.“ Darauf entließ ihn der Kaiser sehr gnädig und sandte ihm durch einen Edelknaben eine silberne Schale voll ungarischer Dukaten; aber Kranach nahm nicht mehr davon als er mit zwei Fingern fassen konnte. Das übrige gab er zurück und fand ein höheres Glück darin, seinem unglücklichen, gefangenen Herrn nachzufolgen, und ihm in seinem Elend durch Kunst und Gespräche die trüben Stunden zu erheitern. Damit ihn aber in der Erfüllung dieser heiligen Pflicht auch gar nichts hinfort binden möchte; legte er sein Bürgermeisteramt und alle Geschäfte in Wittenberg nieder, machte sein Testament und widmete sich, ein beinahe achtzigjähriger Greis, ganz seinem Fürsten. Er zeichnete ihm während dessen Gefangenschaft manche erfreuliche Gegenstände, und malte ihm manches vortreffliche Bild. Schöner aber als sein schönstes Bild ist sicherlich dieses Mannes Treue gegen seinen Fürsten in Freud und Leid.

Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staar kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respec-

tablen Dorfe, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, lieset es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: so, so, lala; oder: par Compagnie (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit Andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatsch. So titulirte er nämlich ins gemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viele Leute im Hause waren, weil der Barbier auch Brantwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste ein Gespräch führten, und der Staar warf auch ein's von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging in's Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen flog er mit ihnen, denn er dachte: sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser als ich. Der Staar sagte: wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt und sieht was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: "Ich bin der Barbier von Segringen," als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelfänger erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er

sagte:
du in
pagn
wieder
sich d
digen
will

manch
bleibe
rather

fen
bis
leicht
stern
grau
Quer
verde
eben
allen
ten
auch
Wen

über
in
uns
Erzi

die
bers
und
Den
lein
Sch

sagte: Et Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? Da antwortete der Hansel: „par Compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Alder lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passiert einem Staaren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen und nimmer herauskommen. Hebel.

Der Kukul.

Der Kukul, welcher die Größe einer Taube, aber den schlanken Bau einer Elster hat, ist in Wahrheit ein Großmaul, denn bis dicht unter die Augen kann er seinen mächtig langen, dünnen, leicht gebogenen, hornschwarzen Schnabel aufsperrn. Seine Augensterne und Füße sind gelb, sein Vorderhals und Kopf ist hellaschgrau, der übrige Unterkörper dagegen weiß mit schwarzbraunen Querbändern. Der Schwanz ist gegabelt, lang und schwarz, mit verdeckten weißen Flecken, welche sich auf den Schwungfederspitzen ebenfalls finden. Von seinen vier Zehen sind gewöhnlich, wie bei allen Vögeln mit Kletterfüßen, zwei nach vorn und zwei nach hinten gerichtet; doch ist die äußere Hinterzehe wandelbar und kann auch nach vorn gerichtet werden, weshalb sie mit dem Namen Wendezehe bezeichnet wird.

Stellen wir diese Merkmale denen einiger anderer Vögel gegenüber, so paßt der Kukul in viele Familien hinein. Er erscheint in Wahrheit als ein Allerweltsstiefbruder, und daher haben wir uns nicht sonderlich zu wundern, wenn in der That seine ganze Erziehung einer Stiefmütterlichkeit anheim gegeben ist.

Der Kukul hat den dünnen Schnabel einer Drossel, den Flug, die Körperform, den langen Schwanz und die Farben eines Sperbers, die Kletterfüße der Spechte, den weiten Rachen der Mücken- und Fliegenfänger; aber er ist und bleibt doch nur ein Kukul. Denn wie der Maulwurf nach seinen spitzhökrigen Backenzähnen kein Grassresser sein kann, so kann der Kukul bei seinem dünnen Schnabel und seinen dünnen, schwachen Beinen und Zehen kein

Raubvogel sein. Dies ist und bleibt eine ausgemachte Sache, und wir lassen uns nicht irre machen, sagt man immerhin auch noch hier: „Hol dich der Geier! — — Hol dich der Kukul!“

Der Kukul ist ein Zugvogel, der im April kommt und im August geht. Fragt ihr, warum sein Kommen so spät und sein Gehen so früh, so dient zur einfachen Antwort: weil sein Tisch hier nicht früher und nicht länger gedeckt ist. Er lebt von Fliegen, Mücken und Raupen, und unter letztern sind für ihn merkwürdiger Weise die Bär-raupen mit ihren langen, widerhakigen Borsten die gewöhnliche Kost, wenngleich diese Borsten sich so in seinen Magen einstecken, daß derselbe wie mit einem Pelzwerke ausgefüllt erscheint. Aber Hunger thut weh! Bei all' den kleinen Bissen wird der Kukul nicht leicht satt und bald wieder hungrig. Flögen ihm die Mücken und Fliegen gleich schockweise in den Hals, wie dem Wallfisch die fingerdick großen Weichthiere schüsselweis in den Rachen schwimmen, vielleicht bedankte er sich auch dann für die häßlichen Bär-raupen; so aber muß er schon zufrieden sein, wenn er seinen hungrigen Magen wenigstens mit dieser groben Kost füllen kann. Müßten doch die armen Menschen auch oft genug mit trockenem, grobem Brode sich begnügen und noch danken, wenn der Magen nicht leer bleibt und von unleidlichem Brand verschont wird. Diese schmale Kost mag denn auch wohl Ursache sein, daß bei dem Kukul-Weibchen die Eier so langsam zur Reife gelangen. Nur alle 4—6 Tage vermag es ein Ei zu legen, und in diesen Zwischenräumen geht das Eierlegen fort bis Ende Juni. Da bleibt also keine Zeit zum Brüten übrig; auch würden die ersten der gelegten Eier verdorben sein, wenn die letzten gelegt werden. Doch der Natur soll dies Geschlecht nicht verloren gehen, sie hat tausend Mittel, zu erhalten, was sie erhalten will, und nicht blos für die Menschen, sondern auch für die Vögel. So legt denn der Kukul seine Eier in die Nester kleiner Vögel, die ihre Jungen ebenfalls mit Insekten nähren; oder er legt sie zuvor auf die Erde und schiebt sie mit dem Schnabel in die Nester, zu welchem ihm der Zugang zu eng war. Da die Kukulseier nicht größer als Sperlingseier sind, so werden die eingeschmuggelten Fremdlinge von den Rothkehlchen, Weidenzeisigen, Grasmücken, Nachtigallen, Bachstelzen u. dgl. nicht erkannt. Als Stiefkind bringt aber der ausgebrütete Kukul den rechten Kindern nicht selten Verderben und Untergang. Schon während der Brütezeit müssen diese durch ihn leiden; denn die Kukulseier wollen länger bebrütet sein, und so muß die rechte Brut sich's schon gefallen lassen, statt gefüttert, immer noch

mit bebrütet zu werden. Nicht selten werden aber die Leiden größer und schwerer, je mehr endlich der junge Kukul heranwächst. Er macht den übrigen jungen Hausgenossen Platz und Nahrung streitig, daß diese nicht selten jämmerlich umkommen. Und dies kummert die Alten nicht! — Sie sind närrisch genug, all' ihre Liebe und Sorgfalt, all' ihren Fleiß und ihre Arbeit dem großen, fremden Schmarozer darzubringen, selbst dann noch, wenn dieser flügge geworden ist, aber durch sein kreischendes Gurrke! Gurrke! das Mitleid der Pflegeeltern noch weiter in Anspruch nimmt.

Die alten Kukuks verleben harmlos und unbesorgt um die Nachkommenschaft die Tage des Hierseins. So lange das Weibchen Eier legt, ruft zur Unterhaltung das Männchen sein weit schallendes Kukul! und das Weibchen, welches sich nur durch weiter über den Kropf hinausgehende braune Querverbinden von ihm unterscheidet, antwortet mit einem lauten Richern, welches man Lachen nennt.

Die große Wanderschaft führen die Kukuks in Gesellschaft aus; aber an Ort und Stelle angekommen, vertheilen sie sich, und alle Gemeinschaftlichkeit und Brüderlichkeit hat ein Ende. In Laub- und Nadelwäldern oder sonstigen Bauanpflanzungen schlagen sie ihre Wohnung auf, und jedes Pärchen hat sein bestimmtes Revier, indem es kein anderes duldet. Seine Lebensdauer bringt der Kukul hoch hinaus; denn ein und dasselbe Pärchen wurde drei und dreißig Jahre hinter einander beobachtet.

Wie der Haushahn auf dem engen Hof unter seinen Hennen, so ist der Kukul im weiten Walde der frühzeitige Becker und der Tonangeber zum lieblichen Morgengesange der lustigen Sänger. Kaum ist Mitternacht vergangen, so ahnt er schon den Sonnenaufgang und will dazu aller Augen geöffnet wissen. Sein Kukul! Kukul! erschallt, und von einer und derselben Stelle wiederholt es sich mehr denn hundertmal hintereinander. Die Reveille ist geschlagen, das Musikchor tritt auf, das Concert beginnt. Nun zeigt sich eine Spur der Morgendämmerung, und der schwarzüchtige Fliegenfänger und das Gartenrothschwänzchen fallen ein mit ihren melancholischen Melodien. Dann folgt der gelbbüchtige Sänger mit seinen melodienreichen Allegro, darauf die Königin der Sänger, die Nachtigall, mit ihren schmelzenden Harmonien, und nun die Amsel und die Zippdroffel. Ist Feld in der Nähe, so hört man jetzt auch die Lerche ihr Lied wirbeln. Endlich, ist völlige Dämmerung eingetreten, so mischen alle übrigen Sänger, Grassmücken, Finken und Andere mehr ihre Lieder so durcheinander, daß man

kaum eins von dem andern unterscheiden kann. Nun lüftet die Sonne vollends ihren goldigen Schleier, ihre erwärmenden Strahlen treffen. Die näher auf der Erde in den Kronen der Blumen gebettete Insektenwelt und wecken auch deren Neuglein auf. Die Lieder der Sängler verstummen, denn sie schicken sich an, ihre freundlich dargebotene Morgengaben einzusammeln. Ach, ein liebliches Morgenconcert, angenehm und wonnig eben bei der feierlichen Stille der Nacht und des erquickenden Maimorgens, hat geendet, wenn wir Menschen mit wenigen Ausnahmen in vollem Sonnenschein die Augen öffnen! Die einzelnen Glücklichen aber, welchen Auge und Herz offen war, haben mitgesungen, denn aus ihrer Seele flüstert's auch vernehmlich: „Man lobt dich in der Stille!“ Dank d'rum auch dem der zuerst rief: „Wachet auf!“

Der Landwirth.

Anton Rindenschwender, der Sohn eines armen Holzhauers zu Gaggenau, einem badischen Dorfe im Murgthale, zeichnete sich so sehr durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Thätigkeit aus, daß er als ein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient. Schon als Knabe machte er seinen Eltern, die ihn zur wahren Gottesfurcht und zum Lernen anhielten, durch sein gutes Betragen viele Freude. Als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, entschloß er sich aus eigenem Antriebe das Haus seiner Eltern, die in armen Umständen waren, zu verlassen, um ihnen die Last ihrer Haushaltung zu erleichtern. „Wenn ich nur“ — sagte er — „so lange Essen und Kleidung erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit meinem Vater Geld im Walde zu verdienen!“ — Er verdingte sich nun in dem nahe gelegenen Dorfe Ottenau an einen Fuhrmann, Namens Klump. Ein Reichthaler an Geld, ein abgewergenes Hemd, Kittel und Hose von Zwillich, ein Brusttuch und ein schwarzer Halsflor waren sein ganzer Jahreslohn. Ehe er aber seinen Dienst antrat, hörte er, daß in dem württembergischen Gränzorte Doffenau Handarbeiter zum Ausgraben der Kartoffeln gesucht würden. Eine so schöne Gelegenheit, etwas zu verdienen, dachte er nicht aus den Händen lassen zu dürfen! Diese so wohlthätigen Kartoffeln waren damals (1740) noch nicht allgemein verbreitet, und er gerieth in große Versuchung, einige zu entwenden, um sie in seinem Geburtsorte zu verpflanzen. Aber er widerstand

dieser Versuchung und bedung sich statt des Lohnes so viel Kartoffeln aus, als die Eigenthümer glaubten, daß er verdient hätte. Er erhielt 9 Körbe voll, von denen er 5 nach Hause brachte, und dadurch der erste Verbreiter derselben im Murgthale wurde. Nun trat er seinen Dienst an und erlernte das Nöthigste vom Ackerbaue, der Viehzucht und dem Fuhrwesen. Nach einigen Jahren entschloß er sich, seinem Vater im Holzmachen Gesellschaft zu leisten, und erlangte durch beständige Aufmerksamkeit eine solche Geschicklichkeit in dieser Handarbeit, daß ihn hi rin Niemand übertraf. Denn als er schon holländischer Faktor war und sich nicht mehr mit Holzhauen beschäftigte, wurde einst in Gegenwart eines reichen Ausländers darüber gesprochen, wie viel Zeit wohl erfordert würde, eine Eiche, vor der sie eben standen, umzuhauen. Anton lächelte über die lange Zeitbestimmung eines andern, und setzte dazu eine so geringe Anzahl von Minuten fest, daß der Fremde eine ansehnliche Wette vorschlug. Anton warf seinen Rock ab, ergriff die Axt und hieb die Eiche in kürzerer Zeit um, als er bestimmt hatte.

— Nicht lange hatte er seinem Vater in seiner Arbeit beige standen, als ihm ein unglücklicher Fall denselben raubte und ihm viele Sorgen wegen der Ernährung seiner Mutter und seiner Schwestern verursachte. Doch seines Vaters Landsmann und Freund, Berger zu Weißenbach, der von dem Holzhändler Böhlinger zu Buchenbronn zum Meisterknechte beim Holzfällen angestellt worden war, bestellte ihn zum Oberknecht der Holzhauer und verschaffte ihm durch Geldvorschuß Gelegenheit, selbst Bäume zu kaufen und zu verkaufen, wodurch er Geld und Handelskenntnisse gewann. Aber auch Berger starb bald, doch empfahl er ihn noch sterbend seiner Gattin, deren Geschäfte er ein ganzes Jahr betrieb, worauf ihn Böhlinger in seinem 21sten Jahre als Meisterknecht anstellte. In diesem seinem Dienste besorgte er die Geschäfte der Holländer so gut, daß sie ihn selbst kennen zu lernen wünschten. Bald darauf kam van Derven aus Rotterdam, der Handelsherr der Böhlinger'schen Expedition, in's Land, lernte Anton's Kenntnisse näher kennen, und nachdem er ihm die Besorgung einiger Privatgeschäfte aufgetragen hatte, die Anton zu seiner größten Zufriedenheit ausrichtete, so bestellte er ihn zu seinem Faktor mit einem Jahresgehälte von 500 Rthln. (900 Gulden). Nun hatte er Gelegenheit, sein Glück zu verfolgen. Er kaufte und verkaufte Holz und erwarb sich durch diesen Handel bald so viel Vermögen, daß er sich ein eigenes Haus anschaffen konnte. Einige Zeit nachher erhielt er Zutritt bei dem damaligen Bischöfe zu Speier und ver-

kaufte ihm für viele Tausend Gulden Holz nach Holland. Er schloß Handelsverträge mit Baden, Kur-Pfalz, Zweibrücken, dem ehemaligen Bisthume Strassburg, den vorderösterreichischen Ständen und mit vielen Klöstern, Städten und Gemeinden. Dabei versäumte er aber seine Hauswirthschaft nicht; er kaufte Feld, bauete öde Plätze an, brachte die Viehzucht empor und pachtete mehrere Ländereien. Während dieser Zeit hatte sich Rindenschwender mit Franziska Wolf von Oberweiher verhehlicht, einer Frau, die zwar ohne Vermögen, aber mit ihm eines Sinnes war, und deren Wohlthätigkeit noch jetzt in jenen Gegenden im lebhaftesten Andenken steht. Er bekam zwölf Kinder von ihr, wovon noch drei leben. Nach neunzehn Jahren trennte der Tod diese glückliche Ehe. Einige Zeit darauf ward Sabina Lumpin, des Forstmeisters von Ettlingen Tochter, ein braves aber auch reiches Mädchen, seine zweite Frau. Das beträchtliche Vermögen, welches er schon selbst erworben hatte und das durch seine nunmehrige Frau ansehnlich vermehrt worden war, setzte ihn in den Stand, den Antheil des Kommerzienrathes Dürr an der Schiffahrt oder an der Holzhandel-Gesellschaft im Murgthale zu kaufen, wodurch sein Einfluß und sein Vermögen immer mehr vergrößert wurden. Nun ward er erster Orts-Vorsteher in Gaggenau, in der Folge unter dem Titel Oberschultheiß, welche Stelle er vierzig Jahre verwaltete. Wohlthätig waren seine Anstalten, um den Verwüstungen des reisenden Murg-Stromes Gränzen zu setzen. Unterdessen bauete er Häuser und Scheunen, legte Potaschenfiedereien und Ziegelhütten an, kaufte eine große Strecke Gaggenauer Gemeindefeld, bauete darauf eine schöne Glashütte und versah sie mit einer eigenen Schmiede und Sägemühle. Der jezige Amalienberg, sonst Hilvert genannt, ist vorzüglich ein Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner Thätigkeit. Ein unfruchtbarer, äußerst unebener und felsiger Boden wurde durch ihn zu der lachendsten Fruchtgegend umgeschaffen. Tiefen wurden ausgefüllt, Hügel mit eigens dazu erfundenen Werkzeugen abgehoben, unfruchtbare Gegenden mit fruchtbarer, weit hergeholter Erde drei Ellen hoch überfahren. Apfel-, Birn-, Kirsch-, Pflaumen- und Nußbaumgänge wechselten mit Aeckern und Weinpflanzungen, und im Hintergrunde erschienen die lachendsten Wiesen. Noch schien der Hauptfels ihm seine ganze Anlage zu entstellen. Aber ihm war nichts unmöglich; sechsunddreißig Felsensprenger mußten den Felsen hinaufklettern und durch Sprengen und Bohren, durch Gewalt und Vorthail diesen Felsen abstufig ebnen, darauf jetzt die herrlichsten Weinstöcke grenzen. Die ganze

Anla
 unter
 Ga
 Kind
 tocht
 Wir
 Bon
 Sell
 so v
 versc
 reich
 diese
 Die
 besu
 Ent
 sie f
 den
 von
 sein
 und
 and
 Her
 imm
 mit
 Ver

schu
 lung
 für
 hau
 erh
 öder
 Neb
 anle
 neh
 Leb
 leich
 Fer
 edel
 Am
 und

Anlage dieses Gutes kostete ihm über 100,000 Gulden. Mitten unter diesen wohlthätigen Beschäftigungen riß der Tod seine zweite Gattin von seiner Seite, von der er in achtzehn Jahren zwölf Kinder bekommen hatte. Maria Anna Futterin, eine Bürgerstochter zu Gaggenau, die er in seinem Dienste als eine thätige Wirtschaftlerin hatte kennen lernen, wurde nun seine dritte Gattin. Von dem mit ihr erzeugten 6 Kindern leben noch drei. Das Selbstbewußtsein, so viele nützliche Thätigkeit bewiesen und dabei so vielen, meist armen Leuten durch Arbeit Brod und Unterhalt verschafft zu haben, würden ihm seine Sorgen und Kosten schon reichlich haben belohnt; aber er wurde auch von seinem Fürsten, dieser seiner gemeinnützigen Thätigkeit wegen, geschätzt und geehrt. Die Erbprinzessin von Baden, nachher verwittibte Frau Markgräfin, besuchte ihn auf seinen obgedachten Berg-Anlagen und verließ voll Entzücken über die herrlichen Anlagen und den Mann, dessen Werke sie sind, diese Gegend, deren Besitzer ihr von diesem Tage an den Namen Amalienberg gab. Der nun verewigte Großherzog von Baden, Karl Friedrich, selbst äußerte über diese Anlagen sein herzlichstes Wohlgefallen und gab ihrem Stifter den Rang und den Titel eines Dekonomie-Rathes. Mehrere Jahre nach einander wurde nun dies Gut der Sommeraufenthalt der Baden'schen Herrschaften. Das Ende seiner irdischen Laufbahn nahte, aber sein immer thätiger Geist fand noch keine Ruhe. Er schloß nämlich mit dem damals noch bestandenen adelichen Kloster Frauenlob einen Vertrag über den Scheiten- und Floß-Holzhandel.

Um denselben mit Erfolg treiben zu können, ließ er das schwache Wasser der Alb durch kostspielige Räumungen und Schwelungen so einrichten, daß nun mehr auf demselben Holländer-Flöße für Schiffbauholz gehen können. — So hob sich ein armer Holzhauer durch seinen Fleiß und seiner Thätigkeit empor, und mit sich erhob er ganze Landesgegenden; wie er denn über 126 Morgen öden Landes in fruchtbares Erdreich umschuf, 24 Wohnhäuser, 25 Nebengebäude und 3 Lusthäuschen bauete und mehrere Fabriken anlegte. Er war offenherzig mit Klugheit, nachdenkend und unternehmend, freundlich, mitleidig, religiös, ohne doch die erlaubten Lebensfreuden zu verachten, gastfrei ohne Verschwendung. Nicht leicht verging eine Woche, wo nicht Fremde aus der Nähe und Ferne einen frohen Tag bei ihm gehabt hätten. Ungeachtet dieser edeln Genüsse und der großen Kosten, die ihm die Anlagen des Amalienberges verursachte, und ungeachtet der großen Kriegs-Lasten und einige Jahre zuvor erlittenen Plünderungen, hinterließ er

noch ein Vermögen von 150,000 Rthlr. (270,000 Gulden). Er endete seine rastlose und merkwürdige Laufbahn am 4. Mai 1803, in seinem 70sten Lebensjahre, nachdem er 6 Monate lang einen merklichen Nachlaß seiner körperlichen Kräfte empfunden hatte.

Androklus.

Es dränget und woget in heiterer Stunde
Des leuchtenden Morgens ein brausender Strom
Hinauf zu des Circus gewaltigem Runde,
Sich festlich zu freuen, das jubelnde Rom.
Der Kaiser ist gütig; ob Gaben, ob Spielen
Soll freier das Volk und erquicket sich fühlen.

Schon tönen die Hörner, Trompeten erschallen,
Es zeigt der Fürst sich im Purpurgewand,
Die Grüße der sehulich Erwarteten hallen,
Sie segnen mit Lippen, mit Augen und Hand.
In strahlender Milde, durch dankendes Nicken
Erwiedert der Kaiser des Volkes Entzücken.

Und jezo vom herrlichen Sitze hernieder
Mit mächtigem Blicke gebietet er: still!
Da lagert die rauschende Menge sich wieder,
Und dumpfig erhebt sich des Wildes Gebrüll;
Ein Wink — und es klaffen die Zwinger, die Schranken,
Entsetzen und Grausen betäubt die Gedanken.

Verbrecher, zum schmähhlichen Tode gerichtet,
Betreten des Mordes eröffnete Bahn;
Zerfleischet von reißenden Zähnen — vernichtet,
Soll Marter und Strafe die Sünder empfah'n.
Doch Waffen sind karg den Verdammten gegeben,
Ob einer durch Kämpfen sich friste das Leben.

Und schon ist gefaßter die schauende Menge,
Der Menschen vertilgenden Spiele gewohnt,
Daß früh zu des Krieges unseliger Strenge,
Der Muth sich bereite dem Siegen nur lohnt.

Es fliegen hinunter die spähenden Blicke,
Zu forschen, wo Streit und Vertheidigung glücke.

Da siehe, da bäumt sich im heulenden Kreise
Des grimmigen Wildes ein schnaubender Leu;
Es blizet sein Auge nach zuckender Speise,
Die sterbend ihm Lust und Ersättigung sei.
Kein Löwe, kein Tieger — in Schaaren zu zählen —
Erdreistet vor ihm sich, die Beute zu wählen.

Und rings im erschrock'nen Gedräng' der Verzagten,
Der Mörder und Räuber, dem Tode geweiht, —
Ob sie sonst vermessen das Grauseste wagten,
Ist keiner, der tröstender Hoffnung sich freut.
Zu wüthend, zu mächtig, in scheußlichen Horden
Sind tausend Verderber gerüstet zu Morden.

Vom Grunde gehoben mit tödtlichem Dräuen,
Als bräch' er vom Himmel, ein Adler herein,
Erwählet sein Ziel sich der Erste der Leuen,
Und stürztet hinab in der Schuldigen Reih'n.
Es zittern die Frevler, mit klagenden Tönen
Entfliehet den Herzen verzweifelndes Stöhnen.

Wie staunet das Volk! wie verkündet es schweigend
Der hohen Bewunderung stilles Gefühl,
Als ruhig der Springer zur Erde sich beuget,
Und friedlich gelagert im Schreckensgewühl.
Die Füße des Opfers, vor allen erlesen,
Mit Schmeicheln belecket, mit freundlichem Wesen.

Aufathmend hernieder nun blicket der Arme,
Dem sicheres, schnelles Verderben gedreht;
Nicht hofft' er, daß seiner der Leu sich erbarme,
Doch fühlt er, befremdet, verschoben den Tod,
Und Wunder! mit freudig=erglänzenden Blicken
Beginnt er zum Löwen sich grüßend zu bücken.

Wie Mägdelein kosen mit sammtenen Händen
Das zärtliche Täubchen am Busen gehegt,
So waget der Sklave die trotzenenden Lenden
Des Königs der Thiere, der sanft sich gelegt;

Mit spielender Hand zu berühren, zu streichen —
Es duldet der Starke das trauliche Zeichen.

So weilen auf blutigem Sande die Beiden,
Von Mord und Zerstörung und Schauder umringt;
Kein Raubeshelüsten beweget zu scheiden
Den Leu, der die Gier und den Hunger bezwingt;
Doch drängt er hervor sich, den Freund zu bewachen,
Wenn tückisch sich nahet ein gähnender Rachen.

Entzückt ob des edlen Thieres Geberden,
Erhebt sich die Menge mit Jubelgeschrei:
„O möchten verschonet, begnadigt sie werden!“
Da winket der Kaiser: „Ich gebe sie frei!“
Es öffnet im Nu sich die klirrende Pforte,
Zu schützen die Zwei am gesicherten Orte.

Und rasch zu dem Throne den Sklaven zu führen,
Sind Boten entsendet — sie kommen zurück:
Es ließ in der Seele der Kaiser sich rühren,
Es grüßt' den Erlösten mit heiterem Blick;
Was konnt' im gewißsten Tode dir nützen,
Das selbst dich ein Wüthender mußte beschützen.

„Ach, Kaiser!“ -- versetzt der Befreite mit Thränen —
„Mir schenken die Götter selbst schonende Huld;
Ich wag' es im innersten Busen zu wännen,
Sie fanden mich schmähhlichen Todes nicht schuld.
Da ließen sie dich, den sie pflegen und lieben,
An deinem Gefang'nen so Gnädiges üben.“

„Vor Jahren geraubt und verkauft in den Hafen,
Wo Pharus die Leuchte den Schiffenden zeigt,
Erniedrigt zum letzten verachteten Sklaven,
Ward tief ich vom strengen Proconsul gebeugt.
Androklos — so hieß ich im heimischen Lande —
Androklos erlag der drückenden Schande.“

„Nicht fürder die Qualen der Geißel zu tragen,
Um kleines Vergehen gefoltert zu sein,
Beschloß ich, o Kaiser! das Leben zu wagen,
Vom Toben des Harten mich kühn zu befrei'n.“

In nächtlicher Stunde gelang mir's, die Küste,
Die Stadt zu verlassen mit Flucht in die Wüste."

"Vier Tage durchschweift' ich im Laufe die Felder,
Die Thäler und Felsen, den brennenden Sand;
Dort fühlen den Pilger nicht schattige Wälder,
Frei wüthet der Sonne versengender Brand.
Da führt mich das Glück in entlegene Klüfte,
Zu fliehen des Südens erstickende Lüfte."

Still lag ich, und schlummert', und hoffte zu leben,
D'rauf strahlte des Morgens besfreundetes Licht.
Ich will um ernährende Kräuter mich heben. —
Da wirft mich zu Boden ein gräulich Gesicht.
Mit drohendem Brüllen zur Höhle gewendet,
Erscheinet ein Löwe, dem Drakus entsendet."

"Ohnmächtig verging ich vor Hunger und Schrecken,
Nicht war ich des Seins mir im Herzen bewußt,
Bis wieder mich weckte vertrauliches Lecken,
Und Sinne mir kehrten zur starrenden Brust;
Es beugte der Leu sich mir über die Wangen,
Und stöhnt', als ergriff' ihn ein schmachkend Verlangen."

"Bald wagt' ich, den Grimmigen fest zu beschauen,
Da hob' er in Jammergeberden den Fuß,
Und lüpfte' ihn mit willig gebändigten Klauen,
Das sanft in die Hand ich empfangen ihn muß.
Es glühet die Wunde, verderblich geschwollen,
Ein Splitter darin, und die Wunde verquollen."

"Mit redlichem Streben befrei' ich den Kranken
Von herber, unendlicher, tödtender Pein:
Und edel dem glücklichen Retter zu danken,
Bemüht sich der Löwe mit stetem Gedeih'n.
Drei Jahre verstand er, an jeglichem Morgen
Für Speise dem gastlichen Freunde zu sorgen."

Ach, wär' ich geblieben in sicherer Höhle! —
Nun zog mich zu redenden Menschen das Herz.
Ich spähte, daß leis' ich von dannen mich stöhle,
Doch schied ich mit Behmuth und innigem Schmerz.

Vergessen gedacht' ich mein listiges Fliehen,
Und hoffte zur heimischen Hütte zu ziehen.

„Umsonst! Es erkennen mich wieder die Schergen,
Und schleppen zum finsternen Herren mich hin;
Nicht wollt' ich die und den Namen verbergen,
Nicht konnt' ich erweichen den zürnenden Sinn;
Der heiligen Roma zu blutigem Spiele,
Versandt' er mich strafend, zu büßen wie Viele.“

„Nun hab' ich verstanden, die Himmlischen dachten
Mich also zu retten von Todesgewalt,
Da sie zum Kampfe den Löwen mir brachten,
Der wieder mich kennt in der Trauergestalt;
Wie schmerzende Wunde ich einst ihm geheilet,
Und mit ihm die trauliche Höhle getheilet.“

„Du sahst es, mein Fürst und mein herrlicher Kaiser!
Wie mitten aus allen Verdammten er frei —
Als wär' er im dankenden Herzen ein Weiser —
Mich wählte und schirmte, so hold und getreu.
Er hat dir beweget die göttliche Seele,
Daß froh mich den Lebenden fürder ich zähle.“

Voll stillen Ergößens vernimmt die Geschichte
Des hohen Augustus erhabener Muth.
„Geh!“ — ruft er — „Androklos! vor meinem Gerichte,
Sei ledig gesprochen dein Leben, dein Blut!
Erfreue dich sicher mit deinem Gefährten,
Doch Gutes um Gutes vergilt dem Bewährten!“

So gnädig der Kaiser; es jauchzet die Menge,
Mit Thänen erhebt sich die schonende Huld.
Es hallen ihm freudige Jubelgesänge,
Daß mild er getilget die lastende Schuld.
Der Kaiser versetzt: „Wo die Himmlischen retten,
Da lösen auch Sterbliche willig die Ketten!“

Der treue Diener, oder: der grade Weg ist der beste.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in der freien Stadt Bremen der reiche und angesehene Handelsherr Friedrich Stork, der bei allen seinen Mitbürgern in größter Achtung stand und deshalb auch schon seit Jahren die Stelle des zweiten Bürgermeisters vertrat. Seine Gerechtigkeitsliebe wie seine Wohlthätigkeit waren sprichwörtlich geworden. In seinem ausgedehnten Geschäfte herrschte die größte Pünktlichkeit; denn Herr Stork überließ nicht Alles seinen Gehülfen, sondern arbeitete auf dem Comptoir selbst fleißig mit, und führte über die vielen Schreiber eine sehr genaue Aufsicht. Seine rechte Hand war sein erster Buchhalter, Herr Gottlieb, dem er unbedingtes Zutrauen schenken konnte; denn dieser treue Diener war für das Wohl seines Herrn mehr besorgt, als für sein eigenes. — „Es muß etwas Wittiges vorgefallen sein,“ sagte eines Tages der jüngste Schreiber zu seinem Nachbar, „denn der Herr Patron sieht so mühsam aus und arbeitet unausgesetzt mit Herrn Gottlieb zusammen.“

— „Weißt du denn nicht, daß sein Nefse aus Rio-Janeiro angekommen ist, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen?“

— „Ei, ei! das ist gewiß der junge Stuger, der einigemal hier im Hause gewesen, und der in der ganzen Stadt so Aufsehen erregt.“

— „Ja der ganzen Stadt? das heißt doch wohl nur in allen Kaffee- und Weinhäusern? Ja, der ist's, und Herr Stork ärgert sich gewiß nicht wenig, daß eine so ansehnliche Erbschaft in die Hände eines jungen Verschwenders geräth.“ In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Herr Gottlieb trat herein, wodurch dem Gespräch ein Ende gemacht wurde. Die Schreiber hatten indessen so unrecht nicht gehabt. Die Sache verhielt sich so. Stork's Schwester hatte einen reichen Engländer, Namens Brown geheirathet und war mit demselben nach Amerika ausgewandert. In Rio-Janeiro hatte er sich niedergelassen, allein das gelbe Fieber raffte ihn schon im ersten Jahre seines Dortseins hin. Die Wittwe blieb mit ihrem einzigen Sohn, Jean Brown, dort, weil ein Bruder ihres verstorbenen Mannes ebenfalls dort ansäßig war. Schon im zartesten Knabenalter hatte Jean seiner Mutter die größten Sorgen gemacht, denn er war unbändig und wild, und hörte selten auf das Wort seiner verständigen Mutter. Als er eben das zehnte Jahr erreicht hatte, starb auch die Mutter und nun war Jean eine Waise. Die Mutter, welche über ihr eigenes Vermögen

frei verfügen konnte, hatte in einem Testamente ausdrücklich bestimmt, daß Jean ihr Vermögen erst nach seiner Großjährigkeit erhalten sollte; dasselbe aber so lange in den Händen ihres Bruders, des Kaufmanns Friedrich Stork verbleiben könne. Dann ersuchte sie noch in ihrem letzten Willen den geliebten Bruder, sich des Knaben anzunehmen. Als die Nachricht in Bremen ankam, schrieb der Kaufherr sogleich nach Rio-Janeiro, und erbot sich, den Knaben in sein Haus aufzunehmen; allein der Bruder des verstorbenen Brown's erklärte, daß er als Vormund den Knaben bei sich behalten würde. Jahre waren seit jener Zeit hingegangen. Da erschien auf einmal Jean Brown bei seinem Onkel, und machte seine Ansprüche auf die Erbschaft geltend. Herr Stork hatte ihn auf das Herzlichste aufgenommen und ihn gebeten, bei ihm zu wohnen; allein der junge Amerikaner, der ein freies, ungebundenes Leben mehr liebte, als den Aufenthalt in einer stillen Familie, erklärte schon am ersten Tage, daß er im Gasthose wohnen würde. Herr Stork wurde darüber sehr betrübt, denn er erkannte sogleich, daß sein Nefse auf einem gefährlichen Wege war. Der heißblütige Amerikaner hatte erwartet, daß er sogleich bei seinem Erscheinen die ganze Erbschaft baar in Empfang nehmen könnte, und hatte sich darin sehr geirrt. Sein Oheim erklärte ihm, daß ein verständiger Kaufmann nie so große Summen Geldes baar liegen habe, sondern dasselbe in Verkehr setze, damit es seine Zinsen bringe. Er würde ihm aber die Erbschaft auszahlen in Baar und in Wechseln; zuvor aber seine Bücher in Richtigkeit bringen, indem von nun an eine bedeutende Summe dem Geschäft entzogen würde. Das sei eben ein Geschäft, welches sich nicht in ein Paar Stunden abmachen lasse.

Tobend und lärmend hatte der Nefse seinen Onkel verlassen und war seinen Vergnügungen in den Wirthshäusern nachgegangen. Hier lernte er einen durchtriebenen Advokaten kennen, den man mehr fürchtete, als achtete. Der Herr Schröpf, so hieß der Advokat, der die Rechtswissenschaft studirt hatte, nahm es mit dem Recht eben so genau nicht, und es machte ihm das größte Vergnügen, Recht in Unrecht zu verkehren, und Unrecht in Recht.

Dieser Rechtsverdreher nun gab sich alle Mühe, den jungen Amerikaner für sich zu gewinnen, damit er einen Theil der Erbschaft als Beute davon tragen möchte. Kriechend freundlich schloß er sich an Jean an, tadelte den alten Fiß, wie er den braven Stork nannte, der gewiß nur darauf aus sei, seinen Herrn Vetter zu betrügen. Jean ging richtig in die Falle und war bald der

bestä
zu
Jea
Frau
die
zu f
und
eing

beste
gewi
tum
daß
Geg
Adv
brüt
Jean
Sun
war
an
sond
der
dank
einzi
es n
müß
daß
nicht
selbe
Wit
rufen
in e
Kind

„und
froh

und
mög
mein
verfl

beständige Gesellschafter des Herrn Schröpf. Dieser ludete ihn oft zu sich ein, und veranstaltete Feste und Spaziersfahrten, wobei Jean Brown und die Nichte des Advokaten, ein junges, schlaues Frauenzimmer, die Haupt-Personen waren. Susanna, so hieß die angebliche Nichte, war schlau genug, den reichen Erben an sich zu fesseln, der es auch an werthvollen Geschenken nicht fehlen ließ, und bald als ihr erklärter Bräutigam täglich bei Schröpf aus- und einging. Das hatte der nichtswürdige Advokat nur gewollt. —

Herr Stork hatte endlich seine Rechnungen geordnet und er bestellte seinen Neffen zu sich, um die Erbschaft auszuzahlen. Eine gewissenhafte Gerichtsperson war zugegen, um die nöthigen Dokumente auszustellen, und es ärgerte den Herrn Schröpf nicht wenig, daß Herr Stork ihn ersuchte, sein Haus zu verlassen, indem seine Gegenwart überflüssig sei. Mit einem drohenden Blick warf der Advokat die Thüre hinter sich zu und eilte nach Hause, Rache brütend in seinem Herzen. Wie funkelten die Augen des Herrn Jean, als er die Haufen Goldes vor sich sah, und noch größere Summen empfing er in Wechseln. Als die Quittung vollzogen war, wollte der Oheim noch einige ernste Worte der Ermahnung an ihn richten; allein dazu hatte er keine Zeit, solche anzuhören, sondern verließ mit einem kalten Abschied das Haus. Traurig blickte der brave Kaufmann seinem Neffen nach, und setzte sich dann gedankenvoll in das Sopha. Julie, seine Tochter, sein geliebtes einziges Kind, suchte den Vater aufzuheitern; denn sie glaubte, es mache dem Vater Kummer, daß das Geschäft beschränkt werden müßte. „Ach, nein, mein Kind,“ sagte der Vater, „ich fühle, daß ich reich bin, denn je, weil ich ein Kind besitze, das mir nicht mein Alter verbittert, sondern die Freude und der Stolz desselben ist. Aber nun denke an deinen Better! Was wird aus dem Wildfang werden? denke daran, daß er in die Hand des verurufenen Schröpf gerathen ist! daß er sich mit dessen Nichte, die in eben so schlechtem Rufe steht, verlobt hat! Das ist's, mein Kind, was mich so traurig macht.“

„Aber du hast ihn ja gewarnt, lieber Vater,“ sprach Julie, „und hast also deine Pflicht gethan. Sei deshalb auch wieder froh, denn ich kann dich nicht traurig sehen.“

— „Du bist ein gutes Kind,“ sagte Herr Stork; „geh jetzt und bitte Herrn Gottlieb, daß er diesen Abend unser Gast sein möge. In seiner Gegenwart werde ich den ungerathenen Sohn meiner Schwester vergessen.“ Die Tochter gehorchte, und der Abend verfloss ruhig und im heiteren Gespräch. Mitternacht war schon

vorüber, als Herr Stork von seinem alten, treuen Hausknechte Peter geweckt wurde. Herr Stork kleidete sich eiligst an und kam aus seinem Schlafzimmer. „Nun, was gibt's, alter Peter?“ fragte er den zitternden Diener. — „Herr,“ antwortete dieser, „ich hörte am Lagerhause etwas brechen und eilte hin, um zu sehen, was da sei. Und denken Sie sich, vor der Thür des Lagerhauses liegt ihr Neffe, aber todt, mausetodt.“

Herr Stork wäre bei dieser Nachricht bald umgesunken, so erschüttert war er. Was war da zu thun? Er wollte eilends zum Gericht schicken; aber würde man ihn nicht in Verdacht haben, trotz seines unbescholtenen Namens? In dieser fürchterlichen Angst verlor Herr Stork seine ruhige Besonnenheit, die ihm sonst stets eigen war, und er nahm zu Maßregeln seine Zuflucht, die ihm unendlichen Kummer bereiteten. „Hör, Peter!“ sprach er zum Diener, „du weißt, wie die böse Welt ist, sie wird mich zum Mörder meines Neffen machen, wenn seine Leiche hier gefunden wird. Ich verlasse mich auf deine Treue und Verschwiegenheit. Wir wollen die Leiche in einen Wollack packen und du fährst sie morgen, mit Tagesanbruch zur Stadt hinaus. Willst du das?“ — „Herr,“ sprach Peter, „was sie mir befehlen, werde ich pünktlich vollbringen, und auf meine Verschwiegenheit können sie rechnen.“ — Gesagt, gethan! Die Leiche wurde am nächsten Morgen zur Stadt hinausgefahren und in die Weser versenkt. Zwei Tage später wurde die Leiche gefunden und zur Stadt gebracht. Das gab ein großes Aufsehen. Herr Schröpf wagte es sogar in öffentlichen Weinhäusern allerlei Muthmaßungen laut werden zu lassen. Die Gerichte wurden aufmerksam, und als endlich Klaus Murr, ein Nachtwächter, öffentlich erzählte, er habe an dem Tage nach dem Verschwinden des Herrn Brown früh morgens den Peter, den Hausknecht des Herrn Stork zur Stadt hinausfahren sehen, wurde der Hausknecht vorgefordert, um darüber Aufschluß zu geben.

Peter gerieth in die größte Bestürzung, als die Wache kam, um ihn abzuholen; allein Herr Stork begleitete ihn, und sprach ihm Muth ein. Als sie vor den Richtern erschienen, sprach Herr Stork: „Meine Herren, in der Uebereilung habe ich eine That gethan, die ich seit zwei Tagen beständig bereut habe.“ — Ein leises Gemurmel lief durch die Menge. — „Nur die Mitbürger, welche mich nicht näher kennen, werden einen Verdacht auf mich werfen und einer That beschuldigen, deren ich nicht fähig bin. Die Leiche meines Veters wurde nach Mitternacht in die Nähe meines Hauses gebracht, und gewiß in der Absicht, einen bösen Verdacht auf mich

zu werfen. In der Uebereilung wollte ich diesem Verdacht entgehen, und habe allerdings die Leiche wegschaffen lassen. Peter hat meinen Befehl vollzogen; er ist also unschuldig. Ich aber bezeuge vor Gott, dem Allwissenden, daß ich die Wahrheit gesagt habe." Todtenstille trat ein. Endlich bat der Advokat Schröpf, der auch im Saale war, um die Erlaubniß reden zu dürfen. „Meine Herren Richter," rief er, „der Ermordete war der Bräutigam meiner Nichte, und ich darf deshalb wohl in der Eigenschaft als ihr Vertreter darauf bestehen, daß diese Sache genau untersucht werde. Ein Mann, der eine so sträfliche Handlung unternehmen konnte, und eine Leiche bei Seite schaffen, ist jedenfalls auch noch zu andern Thaten fähig. Im Namen meiner Nichte muß ich darauf antragen, beide, Herrn Stork sowohl, wie seinen Diener in Haft zu nehmen, und ihnen den Prozeß zu machen." So sehr auch Herr Stork in der Achtung aller Richter stand, die Sache war zu verwickelt, als daß sie ihn hätten in Freiheit lassen können. Gott, wie jammerte die arme Julie, als sie hörte, ihr Vater werde gefangen gehalten. Herr Gottlieb suchte sie zu trösten, lief von einem Rathsherrn zum andern, von einem Richter zum andern, aber vergebens. Um den Verdacht nun aber noch größer zu machen, verbreitete sich am nächsten Morgen die Nachricht: Herr Gottlieb, der erste Buchführer des Herrn Stork, habe heimlich die Stadt verlassen, und möchte also ein Mitschuldiger sein. Es war wirklich so, Herr Gottlieb hatte die Stadt verlassen; von Keinem hatte er Abschied genommen, als von Julien, die ihn gar nicht gehen lassen wollte. „Es ist zu unserer Rettung nöthig!" war sein letztes Wort gewesen.

Die Untersuchung nahm ihren Anfang. Der Nachtwächter Murr hatte eidlich ausgesagt, daß er, als er um Mitternacht am Stork'schen Hause vorbeigekommen, in demselben einen Lärm gehört, wie wenn streitende Personen an einander gerathen. Dann sei Alles plötzlich still geworden. Später habe er Licht im Lagerhause gesehen, und deutlich wahrgenommen, wie Herr Stork und der Peter einen Sack zugebunden. Am nächsten Morgen habe er gesehen, daß der Peter aus der Stadt gefahren. Herr Stork blieb bei seiner Aussage und Peter wußte nichts hinzuzusetzen. Etwa vierzehn Tage mechten vergangen sein, als der Nachtwächter Murr eines Diebstahls überführt wurde und also ebenfalls in's Gefängniß wanderte. Schröpf gab sich alle Mühe, die Ehrlichkeit des Murr zu beweisen, und wußte die rührendsten Beispiele von seiner Rechtschaffenheit zu erzählen. Murr saß indessen neben Peter und war

bei ihm in voller Thätigkeit. „Du bist ein dummer Kerl,“ redete er ihn eines Abends an, „daß du nicht auf deinen Herrn bekennst. Er hat's gethan und kein Anderer. Aber weißt du, was mit dir geschieht?“ — „Nein, wie soll ich das wissen.“ —

„Dein Herr hat ausgesagt, du hättest den jungen Herrn erschlagen, und nun wirst du gehängt werden. — „Es ist unmöglich, daß mein treuer Herr so etwas sagen sollte.“ — „Treue her!“ Jeder ist sich selbst der Nächste! so denkt der Kaufmann und so würde ich an deiner Stelle auch denken. Wenn er nichts gegen dich ausgesagt hätte, so wärest du schon längst in Freiheit. Aber es ist, wie ich dir sage. Dein armes Weib und deine Kinder leiden Hunger!“ Peter gerieth in die größte Verzweiflung. Als nun vollends am nächsten Tage Murr aus dem Verhör wieder in's Gefängniß kam, und dem Peter erzählte, er, der Peter wäre bereits zum Galgen verurtheilt, und würde in den nächsten Tagen hingerichtet werden, gerieth der arme unschuldige Mann in solche Verwirrung, daß er seiner Gedanken nicht mehr mächtig war. Er fing kläglich an zu weinen und rief: „Ich will Alles bekennen! Hängt mich nur nicht auf?“ Der Gefangenwärter machte davon Anzeige und Peter wurde vor den Richtern geführt. Auf die Frage: „Ob Herr Stork schuldig sei, und den Neffen erschlagen habe?“ antwortete der Hausknecht unter Weinen und Winseln: „Ich kann ja nicht anders, ja! ja! er ist schuldig. Ach, Gott! der gute Herr! nein, er ist nicht schuldig. Aber hängt mich doch nicht auf! Ihr Herrn, Ich will ja Alles bekennen.“

Die Richter konnte aus dem verwirrten Gespräch nicht klug werden; indessen wuchs der Verdacht gegen den Kaufmann immer mehr. Endlich nahte der Tag, wo das Urtheil gefällt werden sollte. Herr Stork erschien vor den Schranken des Gerichts, bei dem er früher oft selbst als Richter gesessen. Seine sonst aufrechte Gestalt war gebückt, bleich seine Wangen, Furchen durchwühlten seine Stirn. Als er aufgefordert wurde, sich zu verteidigen, sprach er im feierlichen Tone: „Ich habe meinem Bekenntnisse nichts hinzuzusetzen. Ich bin unschuldig. Gott hat nach seiner Weisheit diese herbe Prüfungen über mich verhängt; ich will sie als Christ geduldig tragen, und hätte ich auch das Schlimmste zu erwarten. Bedenket, ein höherer Richter waltet über uns Alle! Er wird die schwarze That gewiß an's Licht bringen.“ — — —

„Ja, ja! er hat sie an's Licht gebracht!“ rief eine Stimme in den Saal hinein, und vor den Schranken des Gerichts erschien Herr Gottlieb. „Er hat sie an's Licht gebracht!“ sprach weiter

l," redete
rn bekennt.
as mit dir

Herrn er-
ist unmög-
Treue hin,
der Kauf-
Wenn er
längst in
Weib und
größte Ver-
r aus dem
zählte, er,
ürde in den
unschuldige
nicht mehr
"Ich will
angenwärter
ern geführt.
den Neffen
seinen und
uldig. Ach,
Aber hängt
bekennen."

nicht klug
ann immer
fällt werden
erichts, bei
nst aufrechte
urchwühlsten
igen, sprach
nichts hin-
er Weisheit
e als Christ
u erwarten.
Er wird die

ine Stimme
ichts erschien
sprach weiter

der Buchhalter, „und ich werde dem Herrn Richter die Beweise dafür liefern. Zuvörderst aber muß ich bitten, den Herrn Schröpf nicht aus dem Saale und den Nachtwächter Murr herholen zu lassen. Hier aber habe ich den besten Beweis!“ Und durch die Menge wurde Susanna, die Nichte des Advokaten gebracht. Schröpf zitterte am ganzen Leibe und der Richter befahl, die Thüre gehörig zu besetzen. Gottlieb war so angegriffen, daß er kaum stehen konnte und der Richter ließ ihm einen Sessel bringen. Nachdem er sich etwas erholt hatte, begann er seinen Bericht: „Als die schwarze That an den Tag kam, fiel mein erster Verdacht auf den Advokaten Schröpf und seine Nichte. Auffallend war es, daß die letztere am Tage nachher abgereist war. Auf gut Glück verfolgte ich sie. Wochenlang bin ich umher geirrt, und meine Reise war vergeblich. Endlich besuchte ich vor einigen Tagen ein Banquierhaus in Köln, wo kurz vorher Wechsel auf das Haus Stork präsentiert worden waren. Ich höre, daß es eine Dame ist, welche sie hat anbieten lassen; überzeuge mich, daß es ein Wechsel ist, der dem Herrn Brown ausgestellt war. Die Polizei, welche ich von der Sachlage in Kenntniß setze, ist mir behülflich und das Fräulein Susanna wird verhaftet. Es finden sich bei ihr auch die noch übrigen Wechsel und diese Briefe von Herrn Schröpf, der ihr zu folgen verspricht, sobald er sich an Herrn Stork würde gerächt haben. Das Uebrige, meine Herren, wird Ihnen das Fräulein und der Helfershelfer des saubern Advokaten, der Nachtwächter Murr, mittheilen. Susanna bekannte nun, wie Herr Schröpf den Herrn Brown immer zugetrunken, bis derselbe besinnungslos vom Stuhl gefallen sei. Dann hätte man sich seiner Baarschaft und der Wechsel bemächtigt und Herr Schröpf habe ihn auf die Straße bringen wollen. In der Trunkenheit aber habe Brown sich endlich, als das Bewußtsein etwas wiedergekehrt, zur Wehr gesetzt und nun habe ein mörderlicher Kampf zwischen dem Advokaten und dem jungen Amerikaner begonnen. Sie habe den Nachtwächter Murr zu Hülfe gerufen und derselbe habe, auf Zureden des Schröpf, den Brown mit seinem schweren Stocke auf den Kopf geschlagen. Brown sei niedergesunken, um nie wieder aufzustehen. Jetzt hätte der Advokat dem Murr einige Goldstücke gegeben und er habe den Leichnam auf seinen Rücken genommen und fortgetragen. Sie sei mit den Wechseln und einigen Geldern abgereist, und Schröpf habe ihr folgen wollen. Murr hatte nicht den Muth zu läugnen, und die schwarze Mordthat lag am Tage. Der Richter befahl, Schröpf, die Susanna und den Murr abzuführen; dann aber erhob er sich

und sprach: „Gott, dem Allgütigen sei Dank, daß er die Wahrheit an's Licht gebracht. Wir aber wollen jetzt unsern lieben Mitbürger zurück in seine Wohnung geleiten und ihm unsere Liebe und Achtung beweisen, bis an's Ende.“ Stork und Gottlieb lagen weinend einander in den Armen. Die beiden Obergerichter nahmen Stork und seinen treuen Diener in die Mitte und schritten der Wohnung des Ersteren zu. Der Zug wuchs zu Tausenden an. Julie hatte die Nachricht schon vernommen. Sie kam ihm entgegen. Herr Stork nahm die Tochter und führte sie seinem Gottlieb zu und sprach: „Sei mein Sohn und ihr treuer Gatte. Gottes Segen ruhe auf diesem Tage!“

Gottlieb umarmte seine Braut und unter Thränen der Freude ertönte ein tausendfaches Lebehoch!

Gottlieb und Julie wurden ein glückliches Ehepaar, deren größte Freude darin bestand, ihrem braven Vater das Alter zu versüßen. Stork war und blieb geachtet von allen seinen Mitbürgern.

Und Schröpf? — der Bösewicht hatte sich selbst gerichtet: als nämlich am andern Morgen der Gefangenwärter in sein Gefängniß trat, hatte sich der Advokat — erhängt. Murr und Susanna empfangen ihre wohlverdiente Strafe. Peter aber, ach! wie bereute er, daß er sich hatte verleiten lassen, seinen Herrn für schuldig zu erklären, blieb im Dienste des Herrn Stork, der ihm seinen Fehler gern verzieh' und ihn und seine Familie versorgte, auch alsdann, als er zur Arbeit unfähig geworden war. Br.

Die Haus-Hühner.

Bei der Ueberschrift wird der wißbegierige Leser wohl denken: die Haus-Hühner kennen wir doch so schon genau und haben Gelegenheit, sie alle Tage zu sehen; es wäre uns also lieber, wenn von einem andern Vogel, wenn es nun einmal ein Vogel sein soll, erzählt würde. Lieber Leser, die Hühner will ich dir nicht beschreiben, aber einig's von ihnen erzählen, was dir unbekannt sein dürfte. Unsere Hühner sollen von den Bankira-Hühnern abstammen, die sich wild in Asien befinden. Der Mensch hat sich zwar die Art der Haushühner ganz unterthänig gemacht; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß eine solche Unterwerfung viele Mühe kostete, ehe sie ganz gelang, und daß erst nach vielen Ge-

die Wahr-
lieben Mit-
unsere Liebe
ttlich lagen
ter nahmen
Schritten der
senden an.
n ihm ent-
einem Gott-
atte. Got-

der Freude

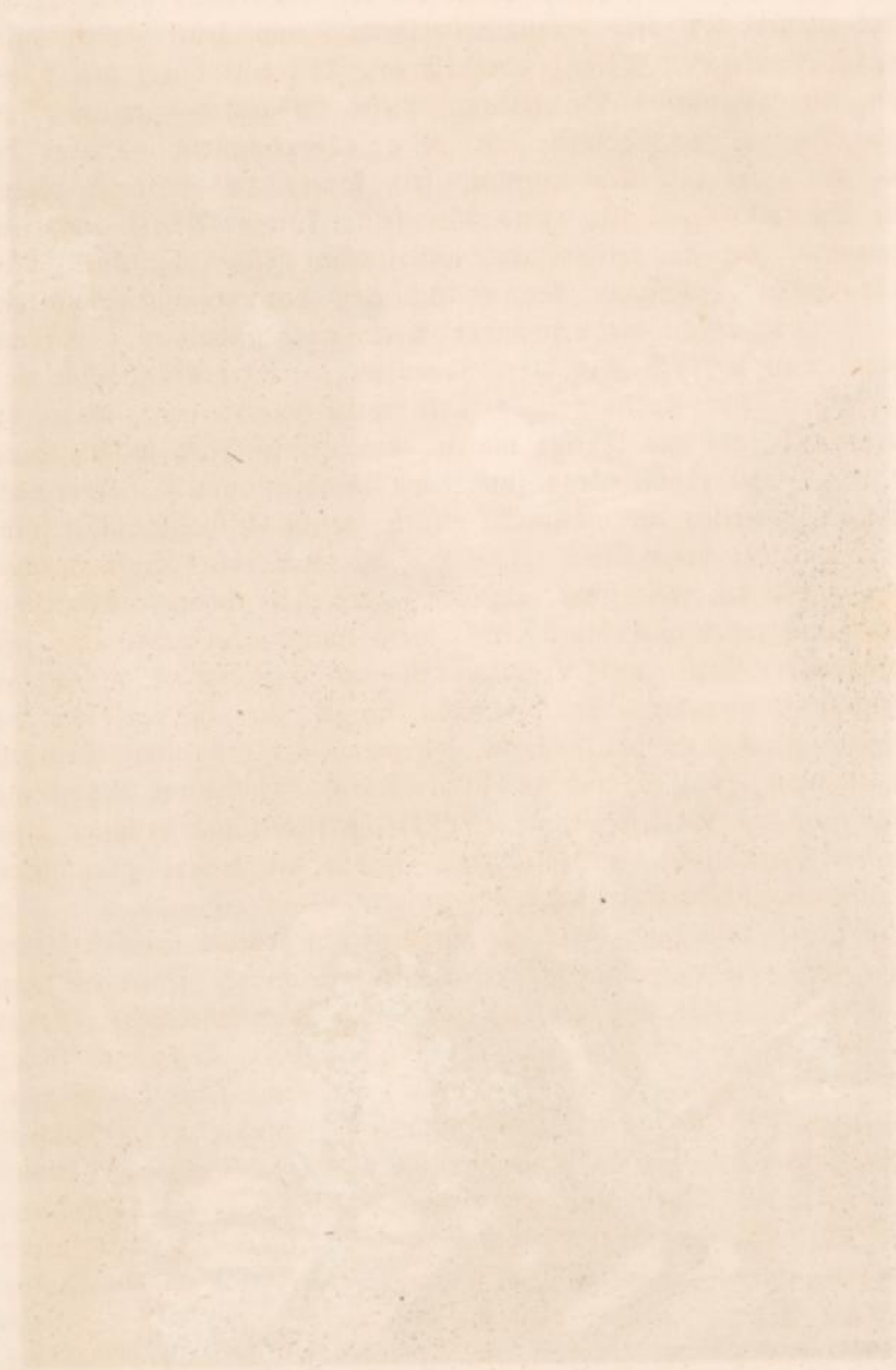
aar, deren
s Alter zu
seinen Mit-

t gerichtet:
n sein Ge-
r und Su-
ach! wie
für schul-
er ihm sei-
sorgte, auch
Br.

ohl denken:
und haben
lieber, wenn
Vogel sein
ich dir nicht
r unbekannt
a = Hühnern
Mensch hat
nacht; allein
erfung viele
vielen Ge-



Der grāde Weg ist der beste.



nerati
Subn
den,
darüß
schen
alten
ganze
nach
schwe
der m
hervo
gezäh
Leich
fälter
der
jezt
und
den,
nähe
ange
Häh
Men
und
Berg
ropa
Kam

merk
und
falt;
nicht
so r
Sin
Freu
wom
Rüh
bilde
ihn
Mir
ihren
wen

nerationen (Geschlechtern) der Grad von Zuzug eintrat, welche das Huhn jetzt hat. Die Zeit, worin die ersten Versuche gemacht wurden, verliert sich in's graue Alterthum, und keine Schrift gibt darüber Auskunft. Gewiß aber ist es, daß nur durch den Menschen die allgemeine Verbreitung dieses Vogels — welchen die alten Griechen vorzugsweise den „Vogel“ nannten — über die ganze Erde bewerkstelligt worden sein kann, da er seiner Natur nach Standvogel ist, und ihn seine kurzen Flügel und sein schwerer Körper am weiten und anhaltenden Fluge hindern. Nur der menschliche Verstand konnte ihn aus den einsamen Wäldern hervorlocken, welche die verwandten Arten noch bewohnen. Einmal gezähmt mußten sich aber die Hühner wegen ihrer Nützlichkeit und Leichtigkeit ihrer Fortpflanzung bald weiter verbreiten, wobei die kälteren Klimate das Ihrige thaten, den ursprünglich wilden Sinn der Hühner zu zähmen und ihre Kraft herabzustimmen. Aber noch jetzt steigt zuweilen der männliche Muth, wenn sie wohlgenährt sind, und man sieht nicht selten solche Hähne, zwar ohne Kraft zu schaden, selbst den Menschen anfallen, der sich ihrem Hühnerhose nähert und ihnen unbekannt ist. Noch mehr aber zeigt sich diese angestammte Kraft und Wildheit in den heftigen Kämpfen der Hähne untereinander, welche schon längst zur Unterhaltung der Menschen geworden sind; denn wie schon bei den alten Griechen und Römern, so sind auch in Indien die Hähnenkämpfe das größte Vergnügen des Volkes, und selbst die gebildeteren Nationen Europa's, namentlich die Engländer, finden an diesem grausamen Kampfspiele ein unbegreifliches Vergnügen. —

Die Haushaltung der Hühner ist in vieler Hinsicht sehr merkwürdig. Der Hahn ist der absolute Monarch seiner Hühner und bewacht, führt und vertheidigt sie mit ununterbrechener Sorgfalt; er ruft denen, die sich entfernen wollen, und frißt sogar nicht, bis er sieht, daß seine Weiber auch fressen. Findet er Etwas, so ruft er sie zusammen, und man kann wohl im eigentlichen Sinne sagen, er spreche und unterhalte sich mit ihnen. Seine Freude, seinen Muth und seinen Sieg bezeugt er durch Krähen, womit er auch den Anbruch des Tages verkündet. Wegen seiner Kühnheit und Wachsamkeit ist der Hahn oftmals zu einem Sinnbilde gewisser Tugenden gemacht worden; namentlich stellten ihn die alten Griechen neben die Bildsäulen des Mars und der Minerva, und brauchten ihn zum Wahrzeichen auf den Schildern ihrer berühmten Helden. Die Hennen sind lange nicht so geschickt, wenigstens nicht so listig, als der Hahn; aber zum Rechtthun und

zur Erfüllung ihrer Naturpflichten sind sie geschickt genug. All' ihr Verstand ist Mutterliebe, und Mutterliebe hat all' ihren Verstand in sich aufgenommen. Nacht und Tag geben sie nur seine Töne von sich, es sei denn, sie haben ein Ei gelegt; dann aber thun sie solches der Welt laut genug kund. Nimmt man der Henne, wie wir es thun, die Eier immer weg, so legt sie immer wieder von Tag zu Tag, immer hoffend, man lasse sie ihr. Geschieht das, und hat sie eine Anzahl zusammen, so fängt sie an zu brüten; denn sie will nicht unsern Tisch mit Eiern versehen, sondern Nachkommenschaft haben. Um die Jungen bekümmert sich der Hahn gar nicht, sondern überläßt die Fürsorge und Erziehung unbedingt der Mutter. Er darf es aber auch; denn diese sorgt für sie treuen und sorgfältigen Herzens, und wie des Hahnes Wachsamkeit zum Sprichworte geworden, so der Gluckhenne Mutterliebe.

Christus selbst hielt's nicht unter seiner Würde, seine Liebe zu seinem großen Volke mit der Liebe einer Gluckhenne zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen. Das Bild ist einer der wohlthwendsten und lieblichsten! Wie sie schwarrt, wie sie ruft, wie sie so zärtlich lockt, wie sie den Jungen die Körnchen und Würmchen zerbeißt und vor das Schnäbelchen legt, wie herzlich sie stets auf sie sieht, wie sie zwischen ihnen steht und um sie hergeht, wie sie warnt, wenn ein Raubvogel in der Höhe dräuet! Die Jungen aber verstehen die Mutterstimme wohl und laufen herbei, und sie verbirgt sie alle unter ihre ausgebreitete Flügel und macht sie zum sichern Schilde und Gewölbe, an welchem der Raubschnabel des Thieres, das nicht auf die Erde kommt, sondern nur im Fluge und Stoße eins erhaschen will, vergeblich anprallt, weil die Federn elastisch sind. Sie stellt sich vor sie auch gegen Hunde und Menschen. Alle Jungen kennen sie, und sie kennt alle genau.

Wenn mehrere Gluckhennen nebeneinander weiden, und die eine wirft, so laufen nur die andern zu ihr; rufen beide von verschiedenen Seiten, so eilen die Kücheln, wenn sie gemischt waren, schnell aneinander.

Zwei Gluckhennen in einem Stalle wehrten sich mit ihren schlechten Waffen gegen einen Marder so furchtbar, daß sie zwar beide ihren Tod fanden, der Marder aber ausgehackte Augen hatte, zerpickt und bluttriefend war und kaum noch eine Strecke sich fort-schleppen konnte.

Was vermag Mutterliebe nicht?

Die Tiroler.

Der deutsche Tiroler ist ein gesunder, kräftiger, schöner Menschenschlag mit offenen Zügen und einem klugen Ausdruck des Blicks, hoch und breitschultrig, langlebig, mehr als ein anderer Alpensohn, und bis ins hohe Alter ungeschwächt an Rüstigkeit. Mannichfach von einander abweichend sind die Mundarten in Tirol; doch lassen sich im Ganzen drei Hauptgruppen unterscheiden, die Bregenzer, die Unterinnthaler und die Zillertaler.

Malerisch ist die Tracht in diesem Lande insgemein, obwohl fast in jedem Thale eine besondere vorherrscht. Wie stattlich tritt der Innthaler auf in seinen das Knie bloß lassenden Badenstrümpfen und kurzen, dunklen, lederen Hosen, mit dem breiten Gürtel und dem breiten Hosenträger über der rothen Weste, der kurzen Jacke und dem großen, runden, mit breiten Bändern geschmückten Hute, — dann die Unterinnthalerin mit dem hohen, spitzigen Hute auf dem hübschen Kopfe, im kurzen Faltenrocke und dem stattlichen Saß; die Oberinnthalerin mit dem grünen Filz- oder gelben Strohhut, im grünen Leibchen, mit weiten, blendend weißen Hemdärmeln. Wie hübsch sieht der Pustertthaler aus mit dem breiten, grünen Hute auf dem rund geschornen Kopfe, in der dunkeln Weste und mit dem schwarzen, breiten, lederen Gurt, der mit Federkielen gestickt ist. Der Passyrer hat seine braune Jacke roth und grün eingefast, die Hosenträger braun und den Hut gelb. Die Bregenzerin, die an Schönheit den übrigen Tirolerinnen so vorangeht, wie der Zillertaler den Mannsleuten, trägt im Sommer eine himmelblaue Mütze; im Winter eine Pelzhaube auf dem Kopfe, ein buntes Leibchen und ein weißes, gesticktes Busentuch drüber.

Der Tiroler liebt seine Heimath und hat auch Ursach, sie zu lieben; er liebt sein Fürstenhaus, und wie er es liebt, getreu bis in den Tod, das hat er wahrlich dargethan. Eine wunderliche Mengung ist das in ihm: Wandertrieb und Heimweh, Naturbegehren und Kunstfertigkeit, Arbeitsamkeit und Handelsgeist. Dabei ist er, das kann ihm Keiner abstreiten, von Haus aus ein peerischer Mensch. Was seines Landes Natur in Himmelsbläue und Alpenglühn, im Rauschen der wilden Wasser und im Donner der Schneelawinen Poetisches hat, in ihm ist das Alles so recht unmittelbar lebendig, es jauchzt oder trugt aus ihm heraus. Es ist Alles frischer Naturtrieb, der stimmt ihm die Kehle zum Gesang seiner

„Gafbreime,“ seiner „Trugliedl“ u. s. w., die auf der „Alm“ zu Hause sind. Wenn die Leuchtpäne geschnigt oder die „Latschen“ (Schuhe aus Ruthen) geflochten werden, dann quillt und strömt das Lied prächtig und unaufhaltsam, und das Hackbrett, die Maultrommel, die Schwöggelpfeifen tönen dazu. Im Etschthal schreiten vor den Weinbergen abenteuerlich ausgestaffirte Menschen herum die „Saltner“ (Weinhüter) mit gewaltiger Hellebarde, auf dem Kopf einen Hut mit Federn oder einen Sichhornsbalg, ein Paar Gemshörner auf der von einem ledernen Koller bedeckten Brust; die wissen in der ganzen poetischen Welt Tirols Bescheid und lassen den Bramen rieseln.

Der Tirolertanz besteht in mannigfachen, künstlichen Wendungen und Stellungen, in denen sich der Tänzer mit lebhafter Geberde unaufhörlich um die Tänzerin unter Geklatsch und Gestampf dreht und kreiselt. Aber außerdem gibt sich das poetische Talent des Tirolers auch im Streben des einfachen Handwerkers oder Bauern nach Erreichung künstlicher Formschönheit kund, zumal in Malerei, Bildhauerei, Baukunst u. s. w., und so sieht man nicht bloß die Kirchen, sondern auch die Giebel der meisten Häuser, wie sie massiv und in freundlicher Helle aus dem grünen Grunde der Landschaft blendend hervortreten, mit Bildern geschmückt, und auch der fromme Spruch fehlt nicht darauf, noch die das sinnige Gemüth bekundende Blumenzier auf der Gallerie, welche das erste Stockwerk eines Blockhauses umgürtet.

Die Mannhaftigkeit des Tirolers erinnert noch an jene alte Zeit, da der deutsche Bauer mit seinem Schwert an der Seite, seiner Feder auf dem Hut und seinem Stoßring in der Faust, trugig und herausfordernd einhertrat. Der Tiroler trägt noch, wie sein Nachbar, der Bauer im bairischen Hochlande, seinen Stoßring von Eisen und Silber mit einem großen Knopf zum Faustkampf. Und nun die „Robler“ (Raufer), zumal im Unterinntal und im Zillerthal! Ihr hört plötzlich einen gellenden Schrei im Gebirge; da steht der trugige Robler, der ihn ausgestoßen und dem sich alle Muskeln vom Verlangen nach einem tüchtigen Raufe abspannen, steht und erwartet mit Ungeduld, bis ein anderer den herausfordernden Schrei vernimmt und erwiedert, ist das der Fall, dann geht jeder dem Schrei nach bis die beiden zusammenkommen. Nun gilt's! Ist Volk in der Nähe, so macht es den Kampfrichter. Es ist kein sanftes Werk, es geht bizig her, daß die Glieder krachen, und oft heißt's: Zahn um Zahn, Aug' um Aug', oder Nase um Nase. Der Preis des Sieges ist,

daß der Ueberwinder dem Ueberwundenen die Federn vom Hut nimmt. Steckt er drei auf den eigenen, so soll dies sagen: er scheut Keinen, er nimmt's mit Jedem auf. Leidenschaftlich liebt der Tiroler auch das Scheibenschießen und die Jagd, und wie gut er zielen kann, hat er oft bewiesen.

Eigenthümlich sind die Hochzeitsbräuche; fast jedes Thal weicht darin von dem andern ab, und namentlich sondern sich die Deutschen scharf von ihren romanischen Nachbarn. Im Zillertal halten sie's so: Wenn sich die Brautleute bei'm Landgericht anmelden, thun sie gerade, als wär's jedem Theil ganz bitterböse zu Muth; das soll für die künftige Ehe Glück bringen. Diese Form gewahrt, beginnt dann das freudige Werk mit dem „Nachtanz“ im Hause der Braut am Abend vor der Hochzeit; am darauf folgenden Morgen bringen die „Jungfernknechte“ (Brautführer) den Gästen die „Nasteln“ (rothlederne Streifen mit Messingspigen), die sie an den Hut binden; die nächsten Verwandten bekommen noch Kränze von Silberdraht und Glasperlen. Die Morgensuppe, wobei außer Suppe noch Rindfleisch, Würste und Kuchen gereicht werden, eröffnet die Festlichkeiten; ihr folgt ein Tanz, diesem um 10 Uhr der Zug zur Kirche, wobei die Musikanten, flott aufspielend, voranziehen; hinter ihnen schreiten dann die jungen Burschen heran, dann kommen zwei „Mantelträger“ und hierauf die Dirnen mit Kränzen in den Haaren, den benesselten Hut in der Hand. Sodann steht man den Bräutigam begleitet von einem Geistlichen und von einem Hochzeitsbitter, hinter ihm kommen die Männer; die Braut, die einen Rosmarinkranz, einen Gürtel mit einem Spigentuch und den Rosenkranz trägt, begleitet auch ein Geistlicher und die Brautmutter (ihre leibliche Mutter, welche nicht mit zur Hochzeit geht, wird durch diese vertreten); hinterher kommen dann die Weiber alle. In der Kirche ist erst Messe oder Hochamt, dann Trauung, Opfergang und endlich Johannissegens. Von der Kirche geht's zum Mahl! Da wird stattlich aufgetischt, selten unter 10 bis 12 Gerichten; in der Mitte wird Suppe, zum guten Schluß das „Ehrenkraut“ Speckkraut mit Knödeln (Klößen) gegeben, denn — das Mahl währt oft sechs Stunden, denn es wird wacker dazwischen getanzt — eine Predigt und ein kurzes Gebet gehalten, und nun beginnt ein neues Essen. Dabei wird eine Schlange von Butterteig aufgetragen, zu gutem Schluß mit süßem Wein wacker angestossen und dann bringen die Gäste dem

Brautpaar das „Weißat,“ ein Geldgeschenk zur Bestreitung der Hochzeitskosten.
Eduard Duller.

X

Das verrufene Schloß.

Zur Zeit, als der alte Fritz noch über Preußen regierte, hat sich nachfolgende Geschichte zugetragen. Der Preussische Gesandte, Graf von M., kam aus Holland und wollte nach Berlin reisen. Damals gab's noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe; sondern die Reisen wurden per Wagen gemacht, und dies hatte seine großen Beschwerden, weil die Wege meistens schlecht waren. Graf M. hatte nun den Unfall, daß ein Rad des Wagens zerbrach, und er mußte in einem kleinen westphälischen Dorfe übernachten. Doch wo sollte er hier einkehren? Das einzige Wirthshaus war schlecht eingerichtet, und der Wirth gerieth in nicht geringe Verlegenheit, einen so vornehmen Gast zu beherbergen; den er doch unmöglich mit einem Stück Speck und einem Glase Kornbranntwein traktiren konnte. Da schlug sich zum Glück für Beide, d. h. für den Wirth, wie für den Gast, der Pfarrer des Dorfes in's Mittel, der von der Ankunft des Gesandten Nachricht erhalten hatte, und bat den Grafen, in seiner bescheidenen Pfarre Versteck zu nehmen, und über Küche und Keller zu gebieten. Graf M. nahm dieses freundliche Anerbieten mit Dank an und begleitete den Pfarrer in seine Wohnung, während man den Wagen zum Schmidt des Dorfes brachte, der ihn noch an demselben Abende, mit Hülfe des Zimmermanns, ausbessern sollte. Der Herr Gesandte fühlte sich bald in der Pfarre sehr behaglich, denn es fehlte nicht an den nöthigen Erfrischungen, und der Pfarrer war ein ebenso guter Gesellschafter, als ein kenntnißreicher Mann. Der Abend verflog in unterhaltendem Gespräch, und der Pfarrer theilte interessante Thatsachen aus der Geschichte des engeren Vaterlandes, der Grafschaft Mark, mit. So kam er auch auf das ausgestorbene Geschlecht der Grafen von S., deren Stammschloß unweit des Dorfes lag. „Wird denn das Schloß jetzt nicht mehr bewohnt?“ fragte der Gesandte. „Nein, gnädiger Herr!“ antwortete der Pfarrer, „und vielleicht doch; denn es geht in der ganzen Gegend ein böses Gerücht über dasselbe.“ —

„Ei, das wäre?“

Streitung der
Duller.

— „Man erzählt sich nämlich, daß es in diesem Schlosse nicht geheuer sei und daß böse Gespenster darin ihr Wesen treiben.“

— „Hahaha! Und Sie glauben auch daran?“

— „Das nun eben nicht, gnädiger Herr; aber so viel ist gewiß, daß einige beherzte Männer, die auf's Schloß gegangen sind, um den Spuck zu untersuchen, nicht wieder zurückgekehrt sind. An Gespenstern glaube ich nicht; wohl aber an schlechte Menschen, die dort ihr Wesen treiben.“

— „Hören Sie, Herr Pfarrer, ich habe große Lust, auch den Spuck zu untersuchen; denn Furcht kenne ich nicht, und es wäre, nach meiner Ansicht, ein verdienstliches Werk, diesem Unwesen auf die Spur zu kommen.“

Der Pfarrer wandte alle seine Beredsamkeit an, den Grafen von seinem Vorsatze abzubringen, allein vergebens. Gegen 11 Uhr ging der Gesandte in Gesellschaft seines Dieners, mit Waffen versehen, nach dem Schlosse. Der Knecht des Pfarrers zeigte ihnen den Weg mit der Laterne, war aber nicht zu bewegen, bis an die verfallene Schloßbrücke sie zu begleiten. Dem Pfarrer hatte der Gesandte seine Papiere anvertraut, und ihm aufgetragen, falls er nicht zurückkehren würde, sogleich der Regierung davon Anzeige zu machen.

hen regierte,
eufische Ges
nach Berlin
Dampfschiffe;
d dies hatte
schlecht waren.
Wagens zer-
Dorfe über-
ige Wirths-
in nicht ge-
bergen; den
Glase Korn-
für Beide,
des Dorfes
pricht erhal-
Pfarre ver-
ieten. Graf
nd begleitete
Wagen zum
ben Abende,
er Herr Ge-
enn es fehlte
rer war ein
Mann. Der
Pfarrer theilte
Vaterlandes,
s ausgestor-
loß unweit
t mehr be-
!“ antwor-
der ganzen

Auf dem Schlosse angekommen, durchschritten sie mehrere Zimmer. Der Schein der Laterne scheuchte die Feldmäuse aus ihren Schlupfwinkeln und sie schwirrten um die Köpfe der späten Gäste. Eine große Eule flog gegen das Fenster und ließ ihr „Uhu!“ ertönen, und die Wände gaben ein schauerliches Echo zurück. Dem Bedienten perlte der Schweiß von der Stirn, und im Herzen erwünschte er den Unfall, der sie in das unheimliche Schloß geführt hatte. Nachdem sie mehrere Zimmer durchschritten, machten sie in einem Halt, wo ein alter steinerner Tisch und ähnliche Bänke sich befanden. Jetzt wurden die mitgebrachten Kerzen angezündet, die Pistolen auf den Tisch gelegt und Graf M. zog ein Buch aus der Tasche, um sich durch Lesen noch munter zu erhalten. Ueber eine Stunde hatte er schon so gefessen, und nichts wahrgenommen. Der Bediente, der sich am Tage sehr angestrengt und den die Angst vollends ermüdet hatte, war in einen tiefen Schlaf gesunken, und Graf M., der Mitleiden mit ihm fühlte, ließ ihn ruhig schlafen.

Doch die Geisterstunde war noch nicht vorüber, als der Graf in der Ferne ein eigenthümliches Geräusch vernahm. Er horchte und rüstete sich zum Kampfe. Ketten klickten und ängstliches Gesöhn ließ sich zwischen durch vernehmen. Jetzt flog die Thüre

auf, daß sie in ihren Angeln knarrte. Sechs bis sieben Gestalten in langen Todtengewändern traten in das Zimmer. Geisterartig schwebten sie immer näher. Dem Grafen starb das Wort auf der Zunge; aber nur einige Augenblicke waren nöthig, um seine volle Geistesgegenwart wieder zu sammeln. In jeder Hand eine Pistole trat er dem Geisterzuge entgegen und donnerte ihnen ein „Halt!“ zu. „Wer seid ihr nächtliche Truggestalten? Keinen Schritt weiter, oder ich gebe Feuer!“ Die Gestalt, welche voraus ging, verzog grinsend ihr Gesicht und ein schauerliches Gestöhne ließen die Uebrigen vernehmen. „Noch einmal befehle ich Euch, mir zu sagen wer Ihr seid, oder — — —“

Da winkte die andere Gestalt dem Grafen, daß er folgen möchte. Entschlossen, mit vorgehaltenen Waffen, schritt er den Truggestalten nach. Da — auf einmal — wankte unter ihm der Boden und er fiel in die Tiefe. Undurchdringliche Finsterniß umgab ihn; er tappte um sich und fühlte an eiskalte Wände. Der Fußboden war loser Sand, weshalb er sich auch beim Fallen nicht verletzt hatte. Er bereute jetzt doch den gewagten Schritt, den er gethan hatte; obgleich er fest überzeugt war, daß nur Betrug im Spiele sei. Endlich, — endlich — es mochten 10 Minuten vergangen sein — erschien eine ver mummt e Gestalt mit einer Blendlaterne, und befahl, ihr zu folgen. Ein rother Mantel hing über ihre Schulter und ein bli gendes Schwert trug sie in ihrer Rechte. Der Graf gehorchte und wurde in ein Gewölbe geführt, welches spärlich erleuchtet war. An einem langen Tische saßen zwölf Männer über und über schwarz verhüllt. In der Mitte des Tisches stand ein Totenkopf und eine Sanduhr. Jetzt erhob sich der, der dem Totenkopfe gegenüber saß und sprach: „Verwegener Fremdling, warum störst du uns in unserm Reiche? Weist du, was deiner wartet?“ „Möge meiner warten, was da wolle,“ entgegnete der Graf, „ich bin auf Alles gefaßt. Ich bin jetzt in Euern Hände und das Leben könnet Ihr mir nehmen. Nichts desto weniger rufe ich Euch in Angesicht, daß Ihr Werke der Finsterniß treibet.“

„Er sterbe!“ riefen die ver mummt en Gestalten und der mit dem rothen Mantel erhob das bli gende Schwert. „Ich bin bereit!“ rief der Graf, „aber höret, was ich Euch noch zu sagen habe! Ich bin der Graf M. und ein Gesandter Friedrich II. Der Pfarrer des Ortes weiß meinen nächtlichen Gang, und bin ich gegen Morgn nicht zurück, so wird dies verfallene Schloß umringt, Soldaten werden requirirt werden und es wird kein Stein

auf dem andern bleiben. Mein großer König wird meinen Tod rächen. Thut, was ihr wollt!"

Ein leises Gemurmel lief durch die Versammlung und der Graf wurde auf Befehl des Vorsitzenden in ein kleines Seitengewach geführt. Etwa nach einer Viertelstunde mußte er wieder vor der Versammlung erscheinen, die sich aber geändert hatte, denn die Vermummung war gefallen und die Männer saßen in gewöhnlicher Kleidung da. Der Sprecher redete den Grafen also an: „Herr Graf, wir bewundern Ihren Muth, und Ihre Standhaftigkeit flößt uns Achtung ein. Versprechen Sie uns mit einem feierlichen Eide, nichts von allem dem zu sagen, was Sie hier gehört und gesehen haben, so werden wir Sie ungefährdet wieder an den Ausgang des Schlosses bringen. Dieser Eid soll aber nur auf kurze Zeit Sie binden, und wir werden Sie davon in Kenntniß setzen, wann Sie Alles erzählen dürfen.“ „Ja, ich gelobe es!“ rief der Graf. Nun, so legen Sie Ihre Rechte auf diesen Todtenschädel und sprechen Sie mir den Eid nach!“ — Der Graf gehorchte, und nach vollendeter Ceremonie wurde er in einen erleuchteten Saal geführt, wo ihn mehrere Männer und Frauen mit der größten Hochachtung empfangen, und ihm eine Erquickung anboten. Ohne sich zu bedenken, nahm der Graf einen Becher Wein an und trank denselben. Darauf wurde er an den Ausgang des Schlosses geführt. Der Graf weckte dann seinen Bedienten, der noch immer im tiefsten Schlaf lag, und ging wieder dem Pfarrhause zu. Wie freute sich der gute Pfarrer, als er den Gesandten glücklich und wohlbehalten wieder erblickte. Er wollte ihn mit Fragen bestürmen; allein der Graf bat lachend: „Lieber Herr Pastor, fragen Sie mich nicht! Aber Gespenster gibt's nicht.“

Am Morgen war der Wagen wieder hergestellt und der Gesandte nahm von seinem freundlichen Wirths Abschied. —

* * *

Es mochten etwa sechs Monate nach jenem Abenteuer verstrichen sein, als der Graf M. sich an der königl. Tafel zu Potsdam befand. Ein Lakai überreichte ihm ein großes Schreiben und bemerkte, wie ein Reiter mit vier schönen Pferden vor dem Schlosse halte. Der Graf erbrach das Schreiben und nachdem er es flüchtig durchlesen, wandte er sich an den König und sprach:

„Ew. Majestät, durch dieses Schreiben bin ich in den Stand gesetzt, Ihnen und den anwesenden hohen Gästen eine Mittheilung interessanter Art zu machen.“ „Si, das wäre! Dann lassen Sie

sogleich hören!“ Nun erzählte der Graf sein Abenteuer in dem verrufenen Schlosse, und als er zu Ende war, las er das erhaltene Schreiben der hohen Gesellschaft vor. Es lautete:

Hochgeborner Herr Graf!

Durch dieses Schreiben werden Sie Ihres Eides entbunden; denn unser Geschäft, welches darin bestand, Geld zu prägen und zu verbreiten, ist beendigt und wir sind in Sicherheit. Die ganze Gesellschaft hat sich nach England übergeschifft. Nehmen Sie für Ihre Verschwiegenheit und als ein geringes Zeichen unserer Hochachtung beikomende Pferde an, von

den Unbekannten.

Der König sprang zuerst auf, und die Gäste folgten ihm nach den Fenstern. Vier schöne Rappen standen vor dem Schlosse; allein der Reiter, der sie gebracht, war verschwunden. Um aber bei den Bandleuten den Glauben an böse Geister gänzlich zu vernichten, befahl der große König, das Schloß dem Boden gleich zu machen.

Die Reise auf den Brocken.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar und ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen; in meinen Augenwimpern flimmerten eben so kostbare Perlen, wie in den Gräsern des Thales. Morgenthau feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlorenen Waldkirche. Man sagt, das seien die Heerdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Heerde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder, junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände,

sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit, die aus Käse und Brod bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben blanken Kühlein sprangen um uns herum, klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen.

Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmel=hoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersät, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester, als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. — Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hegen und zu tödten.

Allerliebste schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Wasserfälle. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchts=

laute, die Bäume flüstern, wie mit tausend Zungen, wie mit tausend Augen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wunderbar breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sanigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher.

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, wenn hier die Hexen auf Besensstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen. In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeschichten zu denken. Es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das lang ersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Bernigerode erbaut. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig. Vor dem Hause steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in früheren Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

H. Heine.

Nadir.

Der finstre Menschenhasser Nadir wandelte über eine von Arabiens Steppen. Die Sonne stand in der Mitte des Himmels und warf ihre glühenden Strahlen auf den Wandrer, ringsum kein Baum, kein Gesträuch, welches einen erquickenden Schatten darbot; Nadir's Auge suchte vergebens eine Quelle, seinen brennenden Durst zu löschen, er ging matt und langsam, er sah schwachtend umher, ob keine mitleidige Wolke herbeischweben wollte, ihm Regen und Kühlung zu schenken; so weit sein Auge reichte, glänzte der Himmel im hellblauen Gewande, der Sonne Strahlen wurden immer heißer, kein milder Wind wehte ihm Kühlung zu, Stille lag ausgestreckt über der Erde, die Vögel waren im Schatten des

fernsten Waldes zurückgeflogen, und kein Dorf, kein Haus winkte dem Wanderer. Vor sich und um sich sah Nadir nur eine unermessliche Wüste, er beneidete die kleine Fliege, die sich in den Schatten des verdorrten Grases setzen konnte.

Nadir verwünschte tausendmal sein Schicksal, tausendmal das Schicksal der Menschen, denen ewig Qual und Schmerz auf jedem ihrer Schritte folgen. Durch den blauen Himmel goß sich nach und nach ein sanfter Purpur, die Sonne sank, der Schatten flog über die Ebene.

„Dank sei dir, großer Prophet!“ rief der schwachtende Nadir, indem er über sich den Mond und die Sterne hervorkeimen sah. Er schleppte sich langsam fort, seine Zunge lechzte nach einem einzigen Wassertropfen. „O ging' ich im tiefsten Schnee des klippigen Kaukasus! könnt' ich jetzt durch einen Strom des Nordpols schwimmen!“ Er ging weiter. Es wehte ein kühlender Wind über die Heide, Nadir kam in einen Wald. Der Wind ward stärker, Wolken flohen durch den Himmel und löschten mit ihren schwarzen Fingern den Mond und die Sterne aus, der Sturm schüttelte den Wald, die Fichten seufzten, die Cypressen rauschten, Regen stürzte herab. Endlich sah Nadir, durch den verschränkten Wald ein fernes schimmerndes Licht, das durch das nasse Laub und durch den Regen ihm entgegenblickte: er drängte sich durch den Wald, durch Gebüsche, die ihn oft mit ihren nahen Armen umfaßten, er kam durch die Waldung und sah über eine Ebene das Licht vor sich glänzen.

Es war eine niedere Hütte, deren moosiges Dach vom Regen triefte; er schlug an die kleine Hütte, ein Hund bellte ihm aus dem Hofe entgegen, der Wetterhahn des Daches knarrte im Winde, leise öffnete sich die Thür des Hauses, eine alte Frau trat heraus. — „Wollt ihr einem armen Wanderer erlauben, diese Nacht hier zu schlafen?“ flehte Nadir. „Sehr gern,“ war die Antwort. Sie führte ihn durch einen Gang in das Haus. „Dort, wo du das Licht durch die Thür flimmern siehst, dort geh' hinein.“ — Sie verließ ihn. Nadir bewunderte den großen Gang in der kleinen Hütte, seine Schritte hallten von der Mauer zurück, als er durch die Stille ging. Er stand vor der Thür, aus der das Licht ihm entgegenglänzte — er öffnete sie — und das Erstaunen schlug seine geblendeten Augen zu. Er trat in einen großen unermesslichen Saal, den tausend Lichter erleuchteten: die Wände glänzten von Marmor mit Gold umgossen, eine himmlische Musik schwamm auf den Wellen der Harmonie durch den Saal. — „Wo bin ich!“

rief Nadir. — Ein prächtig gekleidetes Frauenbild kam ihm entgegen, sie führte ihn zu einem Tische und lud ihn zum Essen; Nadir aß und wagte kaum die Augen empor zu heben. Als er gegessen und getrunken hatte, fühlte er sich durch neuen Mut, durch neue Kraft beseelt, er sah um sich. Tausend Lichter glänzten auf Kronleuchtern von Diamant. Saphire, Rubinen und Gold waren über die schön polirte Wände hingestreut, unsichtbare Musik goß sich umher und gaukelte um Nadir's Ohr, sein Auge verlor sich ermüdet in die entferntesten Bogengänge, ohne ihr Ende erreicht zu haben. Nadir's Staunen ward immer größer.

„Komm!“ rief ihm die Besizerin dieses Palastes zu, und führte ihn durch die blendenden Säle. Er sah sie mit allen Arten von Menschen angefüllt und weidete sich an den verschiedenen Gruppen. Hier tranken und aßen Einige, dort weinten Andre, Andre tanzten in fröhlichen Reihen. „Dieser Palast,“ begann Nadir's Führerin, „ist ein Werk meines verstorbenen Vaters, er suchte das Glück lange vergebens und fand es endlich mit mir in der Einsamkeit; zu seiner Erinnerung hat er mir dieses Spielwerk hinterlassen, das ich erneuern kann, so oft ich will. Er war ein mächtiger Zauberer, gewand in allen geheimen Künsten: auf sein Gebot entstand dieser Palast, er brachte in ihm die Welt im Kleinen zusammen. Sieh, jede Art von Menschen befindet sich hier: dort auf dem Thron sitzt ein König, seine Stirn schmückt das Diadem, seine Schultern umfließt der Purpur, er wird von Jederman beneidet, aber ach! er beneidet heimlich den Sklaven, der jetzt vor ihm knieet und zittert; er ist ein gütiger Regent, er macht Andre glücklich, ist aber selbst unglücklich. Jener Volkslehrer lehrt Demuth und haßt den, der neben ihm steht, weil er ihn mehr als sich geehrt glaubt. Dort an jene Säulen gelehnt steht ein Haufe unglücklicher Menschen, in der Welt nennt man sie Kluge, sie sehen die Eitelkeiten der Welt ein, sie lassen sich durch keinen Glanz von Ehre noch von Reichthümern blenden, ihre Wünsche scheinen so mäßig, und sind doch so vielumfassend, werden fast nie erfüllt. Dort stehen Andre, für welche die Welt mit allen ihren Schönheiten gestorben ist: sie können keine Blume sehen, ohne ihr einen Namen zu geben und ihre Blätter zu zählen, keinen schönen Baum, ohne sein Laub und seine Rinde zu betrachten und zu bemerken, zu welchem Geschlecht er gehöre; sie kennen jeden Stern, der am Himmel flammt, und wissen die Stunde, wann der Mond auf- und untergeht; sie haschen jede Abendfliege und stellen sie in ihren Rang in der Schöpfung, sie sagen uns, daß

jeder Sonnenstaub bewohnt sei. Dieser Pallast ist zugleich auf eine wunderbare Art mit Gemälden ausgeziert; sie sind doppelt; auf der einen Seite stellen sie alles ernsthaft, auf der anderen dasselbe lächerlich dar. Sieh, hier trauert eine Mutter um ihren einzigen Sohn, dieser Zuschauer weint gerührt, jener auf der anderen Seite lacht. Siehst du jene dort, die so bleich sind und starr auf die Erde blicken? Bei ihrer Geburt vergoß das Elend Thränen über sie und weihte sie sich dadurch zu seinen Kindern; sie können über ein gelbes Blatt weinen, das vom Baume auf die Erde fällt, sie hassen die Welt und sich am meisten, sie machen oft Andre glücklich, aber kein Anblick von Glück, kein Anblick der aufgehenden Sonne kann sie vergnügt machen; sie lächeln, aber ihr Lächeln ist als wenn die Abendsonne durch einen verdorrten Baum scheint, ihnen folgt das Unglück wie ihr Schatten, ihre Augen sind matt von Thränen, ihre Wangen bleich, sie sind die ärmsten Geschöpfe. Jener jauchzende Haufe verspottet sie, ihr Mund lacht stets, ihre Augen blinzeln Jedem freudig entgegen, die Welt nennt sie Thoren, sie sind glücklich, denn sie halten sich für weise, sie fragen nicht nach ihrer Bestimmung, sie durchlachen ihr Leben, lachen im Winter eben so wie im Sommer, beim Aufgang der Sonne wie beim Untergang, die Natur nahm ihnen jede sanftere Empfindung und gab ihnen das Vermögen, Alles lächerlich zu finden. Jene spielten mit ihrer Phantasie, der Verstand löste die Fesseln der gebundenen Einbildung, sie schoß wie ein Blitzstrahl dahin und nun hinkt der Verstand an seinen Krücken hinter ihr her und kann sie nicht einholen; jede Laute ist verstimmt und gibt angeschlagen einen falschen Ton: man nennt sie Wahnsinnige, Unglückliche, aber sie sind wirklich glücklich.

Jener hält die Kette, die ihn an die Mauer festhält, für ein goldenes Halsgeschmeide, seine Lumpen für den Purpurmantel des Königs. Jener glaubt in seinem Strohlager alle Schätze Indiens zu besitzen und fühlt sich beseligt. Jener ist taub für jeden Harfenton, blind für jede Schönheit, die der Maler der Natur abstahl, seine Seele sitzt auf seiner Zunge, er freut sich nur, wenn er sich an den Tisch setzt, er hört nicht die himmlische Musik, die ihn umfließt, aber er lächelt beim Becherklang, der Duft von Speisen bringt Freude in seine Seele. — Wer von allen diesen scheint dir in dem Zustande zu sein, in den die Natur den Menschen aus ihrer Hand hervorgehen ließ? —

„O jener,“ rief Nadir, der sich an dem Dampf der Speisen weidet, denn er ist der Glückliche, an sein Herz reicht nicht die

Stimme des Glends, ihn durchbohrt nicht des Mitlids scharfer Pfeil, er ist der Glückliche, er kann viermal täglich glücklich sein: wozu sind jene feinern Empfindungen sie bringen weit mehr Schmerz als Vergnügen hervor — „Sieh, jener Mann,“ fing die Führerin Nadir's an, „der dort unbekannt herumgeht, ist ein verbrühter würdiger Mann, Keiner kennt ihn, Keiner achtet auf ihn, aber er findet sein Glück im Glücke Anderer; manche heiße Thräne fleht im Dunkeln Segen für ihn vom Himmel, manche Brust athmet durch ihn freier, manche Klage verstummte durch ihn, er erfüllte den Beruf des Menschen, er macht Andre glücklich, und nur dazu schuf uns die Natur. — Du willst die Gesellschaft der Menschen verlassen, komm und überzeuge dich, daß der Mensch da sei, um in Gesellschaft glücklich zu leben; warum will der schwache Mensch seine Bestimmung erforschen, warum die Bestimmung der Welten? Zwecklos rollen sie nicht um ihre Sonnen, aber warum wollen des Verstandes Maulwurfsaugen den Plan der Natur durchdringen? Der Mensch ist da, das zu genießen, was ihm die freigebige Natur darbietet, sein Verstand soll aber nicht über die Grenze hinaus schreiten wollen, die ihm gezeichnet ward.“

Sie gingen hin durch die hundert Bogengänge, und Nadir bewunderte die Pracht des Palastes; seine Augen wurden erhebt, er sah ein, daß es Frevel sei, sich von den Menschen zurückzuziehen; vor ihm zerrann der dunkle Nebel, er durchdrang den Plan der höchsten Weisheit, er versprach zur Gesellschaft der Menschen zurückzukehren.

Der Tag öffnete die blinzenden Augen, das Morgenroth flog über die Ebne und schimmerte an den Fenstern: Nadir's Führerin verließ ihn, ein Bogengang verschwand nach dem andern, mit ihm ihre Gemälde und ihre Beschauer, ein Licht erlosch nach dem andern, die Pracht glitt von den Wänden, die Decke sank, der Saal zog sich zusammen, ward immer kleiner und kleiner, immer düstrier und düstrier, und der helle Sonnenschein glänzte endlich an den Wänden einer niedern Hütte. Nadir öffnete vor Staunen stumm die niedre Thür, er suchte vergebens den langen Gang; die alte Frau öffnete die kleine Hausthür, er ging hinaus, die Thür ward verschlossen; dieselbe kleine Hütte, an deren Thür er gestern klopfte — der Hund bellte ihm wieder nach, der Wetterhahn knarrte in den Wind, das moosbewachsene Dach triefte noch vom gestrigen Regen und das Morgenroth schwamm in den großen Tropfen.

„Wacht' ich oder träumt' ich?“ rief Nadir aus; er sah über einen niedern Zaun in den Garten neben der Hütte, ein Knabe mit nackten Füßen pflückte sich Kirschen von einem Baume. Er stand lange stumm da, seine Phantasie malte ihm noch einmal den gestrigen Tag; stumm ging er weiter, blickte noch oft zurück nach der wundervollen Hütte bis ein Wald den letzten weißen Schimmer von ihr ihm entzog.

Ein Cactuswald auf der Insel Bonaire (Buen = Ayre) bei Surcao.

Der wichtigste Theil der Insel Bonaire ist der westliche, aus hohem Lande bestehend, zwischen welchen Thäler mit sehr fruchtbarem Boden liegen. In einem derselben, der Rincon genannt, wohnen die Gouvernementsklaven und einige Freigelassene. Da ich auch diese besuchen wollte, machten wir uns des Mittags in nordwestlicher Richtung auf den Weg, um die Nacht in dem Rincon zuzubringen und den andern Morgen längs der Südküste zurückzukehren.

Als wir das Fort verließen, befanden wir uns bald in dem eigentlichsten Sinne des Worts in einem Walde von cylindrischem Cactus. Auch Surcao und Aruba und in einigen Gegenden des Küstenlandes hatte ich dieses Gewächs zwar in großer Menge und hochgewachsen gesehen, aber hier war ich in dem wahren Vaterlande dieser Disteln. Dort findet man sie zerstreut zwischen andern Gewächsen und nur in einzelnen Gruppen bei einander stehend; hier aber wachsen sie in weiter Ausdehnung dicht nebeneinander und verdrängen fast alle andere Vegetation. Wer dieses Gewächs nur aus Beschreibungen kennt oder es nur in den Treibhäusern der botanischen Gärten gesehen hat, wird mich der Uebertreibung verdächtigen, wenn ich sage, daß diese Pflanze hier die Höhe von mittelmäßigen Pappeln, Linden oder Buchen in Europa erreicht und einen hölzernen Stamm macht, aus welchem man Bretter von gewöhnlicher Dicke und Breite sägen kann, die bei dem Bauen von Häusern und zum Verfertigen von Meubeln gebraucht werden. Solch ein Cactuswald gewährt einen höchst fremdartigen Anblick. Es hat etwas furchterregendes, wenn man so viele Arme, manchmal 15 bis 20 Fuß lang und in regelmäßigen Reihen ganz mit langen und scharfen Dornen besetzt, in die Luft emporragen sieht. Der Ostwind pfeift und zischt unaufhörlich durch diesen Wald, und

das wilde und rauhe Gekreische der Papageien, die sich in demselben aufhalten, macht die Scene noch unheimlicher. Diese Vögel, welche man hier in Haufen bei einander findet, haben in diesem Cactuswalde einen sichern Aufenthalt, denn der Mensch nähert sich nicht gern demselben, und selbst auf dem Wege reitend muß man manchmal befürchten, daß ein vom Winde hin- und hergepeitschter Ast abbrechen und fallen wird. Alte Pflanzler auf Curacao haben mich versichert, daß bisweilen Kälber, welche um die Mittagszeit den Schatten eines Cactusbaumes suchten, von einem solchen herunterfallenden Arm getödtet wurden.

Wenn man die Stacheln in die Haut bekommt, scheint es, daß sie sich tiefer in's Fleisch einsaugen; sie verursachen einen heftigen Schmerz, als ob sie etwas Giftiges enthielten, und wenn ihre Zahl groß ist, hat die Verwundung meistens ein Fieber zur Folge. Unter den Leuten, welche einige Zeit auf diesen Inseln lebten, gibt es nur wenige, die nicht einmal zufällig einige dieser Dornen in die Hände oder Füße bekommen und die schmerzlichen Folgen davon empfunden hätten. Ein englischer Gentleman hatte, als ich auf Curacao war, einmal einen Tag auf einem zwei Stunden von der Stadt gelegenen Garten zugebracht. Nachdem er zu Mittag eine gute Portion Madeirawein zu sich genommen und darauf, um den Nachdurst zu vertreiben, den ganzen Abend beim Greg gefessen hatte, war ihm der Muth so sehr gewachsen, daß er in der Dunkelheit ohne Begleitung nach Hause reiten wollte. In seinem benebelten Zustande den rechten Weg verfehrend, purzelte er vom Pferde und fiel in einen Busch von Cactus *Duntia*, wo man ihn schrecklich zugerichtet und halbtodt fand. Nachdem er viele Schmerzen und ein tüchtiges Fieber ausgestanden hatte, genas er jedoch bald wieder, denn der Mensch hatte eine zähe, echt englische Leibesconstitution.

Es ist nicht bloß der cylinderförmige Cactus mit seinen vielerlei Varietäten, welcher auf diesen Inseln so üppig fortkommt, auch die übrigen Species dieser Familie werden hier in Menge gefunden, z. B. die mancherlei Abarten der Cactus *Duntia*. Diese erreicht zwar überhaupt nicht die Höhe der cylinderförmigen, doch sieht man bisweilen Stämme, die ungeheuer hoch gewachsen sind. Ferner den Cactus *Speciosus*, der sich wie eine Viane an den Baumstämmen emporSchlingt; den Cactus *Melocactus*, der wie ein Kohlkopf aus der Erde oder den Felsen aufwächst und seiner Lage und längern Dornen wegen für Menschen und sogar für Pferde und Rüge am gefährlichsten ist.

Sobald man in tropischen Ländern die Cactusarten häufig antrifft, kann man daraus in der Regel folgern, daß dort viel Dürre und Wassermangel herrscht. In einem Boden, der reichlich bewässert wird, gedeiht der Cactus nicht. Sogar in Thälern, wo sich die Feuchtigkeit des höhern umliegenden Landes hinzieht, sah ich dieses Gewächs, wenn man Hecken davon anpflanzen wollte, immer wieder wegsterben. Bewundernswürdig ist auch hierin die Weisheit des Schöpfers, welcher in Gegenden, wo die Lage des Landes oftmals langwierige Dürre verursacht und das Wachsthum der gewöhnlichen Gewächse hemmt oder ganz unterdrückt, eine andere von den übrigen durchaus verschiedene Art zum Vorschein rief, welche auch bei der längsten Trockenheit ihre Säfte behält und mit ihrer immer glänzend grünen Haut stets fortwächst. — Der Nutzen, den die Cactus-Arten gewähren, ist übrigens vielfach. Wie schon erwähnt, liefert der Stamm gutes Bauholz, welches sehr wichtig ist in einem Lande, wo alles übrige Holz eine solche Härte besitzt, daß es entweder gar nicht oder nur mit der größten Mühe verarbeitet werden kann. In der Provinz Coro (auf dem Con-
 nent) sah ich alle Thüren und Fensterläden an den Häusern, sowohl als Stühle und Tische, aus Cactusholz gefertigt. Die dünnen Aeste werden zur Feuerung verwendet; mit der Rinde deckt man die Häuser und Scheunen, um schnell und mit geringer Mühe eine undurchdringbare Hecke um Gärten und Aecker zu haben, welche jedwedem Unfall von Menschen oder Vieh widerstehen, gibt es auf der ganzen Welt kein besseres Gewächs; die Cabrietziege, dieses in trockenen Ländern so nützliche Thier, öffnet die noch weichen Zweige mit den Pfoten, um den Saft auszusaugen; die Kühe fressen die Sprossen gern, wenn man sie von Stacheln gereinigt hat; sogar der Neger bereitet aus einigen Arten des cylindrischen Cactus einen eßbaren Brei und sammelt die Feigen des Cactus als eine ziemlich schmackhafte Frucht. Auch die Vögel nähren sich an dieser saftreichen Pflanze, und der Colibri schwärmt in Schaaren zwischen derselben herum, um an ihren Blumen zu naschen. *)

*) Neuerdings sind Versuche gemacht worden, den Cochinita-Cactus auf Bonaire sowie auf Curaçao überzupflanzen, und, wie es scheint, mit einigem Erfolg.

Die arme Frau und der Mönch.

Zwei bleiche Kindlein auf den Armen,
Durchwankt ein junges Weib die Stadt,
Und flehet, selbst vor Hunger matt,
Für ihre Kleinen um Erbarmen.

Das Volk umher läuft schnell und schneller,
Je mehr die eigne Noth es drängt,
Und ach! von keiner Hand empfängt
Die bange Mutter einen Heller.

Da kommt mit blühend rothen Wangen,
Und, trotz der Theuerung, von dem Heerd
Des reichen Klosters wohl genährt,
Ein Mönch die Straße hergegangen.

Die Arme naht sich ihm mit Nechzen:
„Ehrwürd'ger Herr, erbarmt Euch mein!
Beschenkt mit einem Brosamlein
Die Würmchen, die nach Speise lechzen.“ —

„Ich hab' nichts, laßt mich ungeplagt!“
Fährt sie der Mönch verdrießlich an.
Sie seufzt und spricht: „Ihr denkt nicht d'ran,
Daß ihr ein Brot im Busen tragt!“ —

„Euch möge Gott die Augen schärfen!“
Fällt rasch der Ordensbruder ein.
„Das ist kein Brot, es ist ein Stein,
Nach bösen Hunden ihn zu werfen.“ —

Er zieht der Kutte weiten Kragen
Geschwind zusammen, und enteilt.
Sein Imbiß soll ihm ungetheilt
An einem andern Ort behagen.

Und Gras und Laub die eben sprießen,
Sie locken ihn hinaus vor's Thor.
Hier langet er sein Brot hervor,
Um es in Ruhe zu genießen.

Doch sieh, er findet es es verwandelt!
 Ein schwerer Stein füllt seine Hand,
 Und schauernd wird von ihm erkannt,
 Wie hart und lieblos er gehandelt.

Im Kloster beichtet er die Sünde,
 Und übergibt dem Abt den Stein,
 Der späten Nachwelt ihn zu weih'n,
 Daß er das Wunder ihr verkünde.

In Danzig hat es sich begeben,
 Und nachher sah man fort und fort
 In einer Klosterkirche dort
 Den Wunderstein an Ketten schweben.

Räthsel.

Ein kleines, liebes Brüderpaar
 Bei dir, o Kind, so rein und klar;
 Zwei Sternlein unter schönen Bogen
 Setzt licht, von Wölkchen dann umzogen;
 Zwei Wunderring', in die die Welt
 Mit ihrem ganzen Zauber fällt;
 Zwei Stätten, die da Wandrer senden
 Hieher — dorthin — nach allen Enden
 An deren geschloss'ner Thür bei Nacht
 Ein milder Himmelsengel wacht;
 Zwei Redner, die J. dermann versteht,
 Obwohl kein Wort aus dem Munde geht;
 Ein funkelndes Juwelenpaar,
 Für Alles Gold der Welt fürwahr!
 Verlierst du es, nie wieder zu gewinnen;
 Zwei Brunnen auch, aus denen Perlen r'nnen,
 In denen Freude bald, bald Schmerz sich malt;
 Ein Spiegel, der die Seele wiederstrahlt.
 O rathe, rathe, liebes Kind,
 Wer wohl die beiden Brüder sind?

Rechenaufgabe.

Am Geburtstag tritt zur Mutter
 Karl und spricht mit sanftem Ton:
 Liebe Mutter, wie viel Jahre
 Lebst du heut' auf Erden schon?

Gern gewähr' ich deine Bitte,
 Aber laß mich einmal seh'n,
 Ob du schon so viel gelernt,
 Meine Antwort zu versteh'n.

Wenn zur Hälfte meiner Jahre
 Du noch fügest sieben Jahr,
 Hast das Alter du, in welchem
 Ich von dreizehn Jahren war.

